

stimme

VON UND FÜR MINDERHEITEN

NISCHE ODER KRONE?
MINDERHEITENMEDIEN IM WANDEL



Die Politik ist offenbar wetterfühlig. Waren noch vor zwei Monaten Kreislaufprobleme aufgrund des Wechselwetters zu beklagen, so verfiel das Politische dieser Tage in eine Winterdepression: Kopfschmerzen und Übelkeit scheinen mit einem Mal verschwunden zu sein; dafür wird das Frühaufstehen allmählich zum Problem.

Nach den Nationalratswahlen, aus denen die FPÖ als zweite Kraft und als Partei der ArbeiterInnen und der Jugendlichen hervorgegangen war, stand ein Wechsel der österreichischen Realpolitik bevor, und der Hochdruck war am ganzen Körper schmerzhaft zu spüren. Alle KommentatorInnen versuchten – wohl um die Schmerzen zu lindern –, den „Fall Haider“, der mindestens seit 1986 die österreichische Öffentlichkeit wie sonst kein Thema beschäftigt, an der Wurzel zu packen. Erklärungsansätze jagten Strukturanalysen und warnende Geschichtsbilder. Haider selbst gab auf die Frage, ob seine WählerInnen Nazis seien, sinngemäß die Antwort: „Nicht vergessen: Die haben ja vor einigen Jahren noch die Sozialdemokraten gewählt.“ Besonders den Menschenrechtsorganisationen schien das himmlische Spiel der sich verfinsternden Wolken als natürliches Aufputschmittel zu dienen: Mailinglists wurden zusammengestellt, die Telefone liefen heiß; Aktionsgruppen und Offensiven wurden gegründet, politische Debatten rückten ins Zentrum des Alltags. Den Höhepunkt dieses herbstlichen Schwungs bildete zweifelsohne die große Kundgebung in der Wiener Innenstadt. Wieder einmal wurden die demonstrierenden Körper vom warmen Gefühl durchdrungen, das Solidarität, gutes Gewissen und Gewahrdener eigener Stärke bereiten. Es folgten einige kleinere Veranstaltungen, die schlecht besucht wurden, war man doch etwas müde nach den schlaflosen Tagen. Dann vollzog sich das Unvermeidliche: das Naturgesetz der abendländischen Zeitzyklen. Es wurde Weihnachten, was durch den folgenden Jahreswechsel besonderer Art mit geballter Kraft eintrat.

Weihnachten bedeutet hierzulande Schnee, Kälte und den Beginn einer wochenlangen Ruheperiode im hektischen Wetter-

treiben. Der Himmel bleibt über lange Zeit hinweg grau, die Seelen auch. Weihnachten bedeutet aber zugleich den Winterschlaf der Öffentlichkeit. Es nimmt mitunter mehrere Wochen in Anspruch, das in den Weihnachtsferien umgekippte Gleichgewicht der Ernährung von Körper und Geist wieder herzustellen.

Natürlich ist das heilige Ereignis nicht allein schuld an der plötzlichen politischen Stagnation. Die an das Kanzleramt gerichtete Erwartungshaltung ist es, die momentan nicht nur JournalistInnen Halsschmerzen beschert. Auch Menschenrechtsorganisationen starren mit verschlafenen Augen den Fernseher an. Die ganze Republik wartet auf die große Koalition; der große Teil, um dank der für die nächsten vier Jahre aufgeschobenen Gefahr der „Verhaiderung“ tief aufzuatmen; der kleinere Teil, um höhnisch lächelnd die sichere Machtübernahme in der nächsten Legislaturperiode anzukündigen.

Wenn aber in den Analysen des Herbstes schon konsensuell festgestellt wurde, daß der wirkliche Sieger der Wahlen *Populismus* heißt und der Populismus in Österreich gegenwärtig einen *rassistischen* Ton anschlägt – dann sollte auch begriffen werden, daß weder die rot-schwarze Koalition noch die weihnachtliche Versöhnung der Nation das eigentliche „Umweltproblem“ lösen können. So wie es auf unserer Erdoberfläche wetterunabhängig langfristig wärmer wird, so sind auch Rassismus und Populismus keine kurzfristigen Phänomene politischer Konjunktur. *Kontinuität* ist das Zauberwort in der Politik der Menschenrechte. Und das ewige In-Opposition-Halten einer rassistisch-populistischen Partei kann nicht ihr einziger Zweck sein – zumal dieser Zweck in Österreich auf die Dauer nicht mehr zu erfüllen sein wird.

UmweltschützerInnen unterscheiden sich von Wetterfröschen in der Art ihrer Tätigkeit. Und sie beide unterscheiden sich von den Wetterfühligen, die wie gebannt allabendlich den Wetterbericht anstarren.

Hakan Gürses

impresum

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (Initiative Minderheiten). Medieninhaber und Verleger: Bürgerinitiative Demokratisch Leben, c/o Agentur Medienwerkstatt, Brixner Straße 4, A-6020 Innsbruck; Herausgeber: Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (Initiative Minderheiten), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel.: 01/586 12 49-12; Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel. & Fax: 0512/586 783; Redaktion: Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel.: 01/586 12 49-12 Fax: 586 82 17, e-mail: stimme@chello.at; Chefredakteur: Hakan Gürses; Redaktionelle Mitarbeit: Hikmet Kayahan (hk), Gerald Nitsche, Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Michael Oertl, Cornelia Kogoj, Beate Eder-Jordan, Gabriele Müller-Klömfar (gmk), Isabelle Riedl (iri); Ständige AutorInnen: Erwin Riess, Dieter Schmutzer, Margit Rohringer, Stefan Nicolini, Gabriele Hebenstreit, Katina Lair, Doris Kaiserreiner, Sonja Zettinig, Kahlauer, mh, M. Fürst; Fotoredaktion: Mehmet Emir; Zeichnungen: Hakan Gürses, Andreas Ohrenschild; Graphische Gestaltung: schultz+schultz-Mediengestaltung; Herstellung (Repro & Druck): Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566; Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck; Verlagspostamt: 6020 Innsbruck. Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. Aboverwaltung: Anna Rakoš (Redaktionsadresse); Jahresabo (4 Hefte): €S 180,-; für Vereinsmitglieder kostenlos.

Impresum	2
Fallen für Minderheitenmedien von Franjo Schruiff	4
Das Känguruh, das slowenisch grunzt Round-table-Gespräch	6
Die besonderen Orte der Medienwelt von Hakan Gürses	10
Radio Stimme: von und für Minderheiten? von Gerd Valchars	12
Brief nach Istanbul von Gerald K. Nitsche	13
Groll: Wie Herr Groll es schaffte, einem Mord zu entkommen von Erwin Riess	14
Freie Radios: Totgesagte leben länger von Gerd Valchars	16
Aus doppelt anderer Perspektive von Lakis Jordanopoulos	18
Behinderndes Österreich von Ursula Hemetek	20
Der Verfassungsgerichtshof rüttelt an 25%-Klausel von Franjo Schruiff	22
Geburtsstunde eines Instruments von Isabelle Riedl	23
Ein Theater. Zwei Sprachen von Stefan Nicolini	24
Kulturen und Künste	25
Tips	27
Kahlauers Tagebuch	31



Nische oder Krone? Minderheitenmedien im Wandel

Das vorliegende letzte Heft des Jahreswerkes „Minderheiten und Medien“ befaßt sich mit der Frage, welche Funktion die eigenen Medien benachteiligter gesellschaftlicher Gruppen im Wandel medialer Grenzen erfüllen können?

Sind Minderheitenmedien ein Ersatz für die mangelnde oder verzerrte Berichterstattung über Minoritäten in den Mainstreammedien? Oder spielen sie eine eher ergänzende Rolle, indem sie spezielle Bereiche abdecken und dabei einen besonderen Blickwinkel einbringen? Was unterscheidet Minderheitenmedien vom Mainstream: Intention, Zielgruppe, Sprache, Thematik, Sensibilität in der Berichterstattung ...?

Diesen und ähnlichen Fragen gehen die Thema-Beiträge in dieser STIMME nach. Insbesondere im Round-table-Gespräch von fünf JournalistInnen alternativer Medien wird die Bandbreite der unterschiedlichen Positionen deutlich, die um diese Fragen entstehen. Franjo Schruiffs Beitrag warnt vor den Gefahren der Nische; Hakan Gürses hebt die Notwendigkeit besonderer medialer „Orte“ hervor; Gerd Valchars Präsentation des Radio-Stimme-Projekts fokussiert auf die Beziehung zwischen Mehrheiten und Minderheiten im medialen Bereich.

Stimmen

Lakis Jordanopoulos, Frontman der über die Grenzen Österreichs hinaus bekannten Gruppe *Lakis & Achwach* und

Moderator der ORF-Sendung „Heimat, fremde Heimat“, verweist in einer Rede, die wir auszugsweise veröffentlichen, auf die bedeutende Rolle der JournalistInnen und der MeinungsforscherInnen im Meinungsbildungsprozeß.

Berichte

Wir veröffentlichen die Rede von Ursula Hemetek, Obfrau der *Initiative Minderheiten* und Herausgeberin der *edition minderheiten* im Drava Verlag, die sie im Rahmen der Präsentation des dritten Buches in dieser Reihe (Franz-Joseph Huainigg: *O du mein behinderndes Österreich*) in der Österreichischen Nationalbibliothek hielt. Hemetek schildert anhand der Entstehungsgeschichte des Buches die benachteiligte Situation der Behinderten in Österreich.

FALLEN FÜR MINDERHEITENMEDIENTEN VON FRANJO SCHRUIFF

Die Bedeutung eigener Medien für sprachliche Minderheiten ist unbestritten. Trotzdem hinken sowohl die gesetzlichen Regelungen als auch die Praxis hinter den aktuellen Entwicklungen nach. Während sich Minderheitenschutz bis vor einigen Jahrzehnten auf die Bereiche Schule, Verwaltung und kulturelle Entwicklung beschränkte, ist in den letzten beiden Jahrzehnten die Medienfrage zum vierten Eckpfeiler der Minderheitenpolitik geworden. Lediglich die neuesten internationalen Minderheitenschutzkonventionen tragen dem Rechnung.

Umfassende Regelungen im Bereich der Minderheitenmedien gehören zwar mittlerweile zum europäischen Mindeststandard, doch die nationalstaatliche Umsetzung läuft in manchen Staaten noch hinter der Zeit her.

Layoutierende und fotografierende Redakteure, die auch noch selbst für das Lektorat zuständig sind, sind in den Minderheitenmedien die Regel.

Zentrale Regelungen enthalten zwei Konventionen des Europarates: die „Rahmenkonvention zum Schutz nationaler Minderheiten“ und die „Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen“ (siehe Kasten).

Österreich hinkt nach

Im innerstaatlichen Recht Österreichs fehlen nach wie vor gesetzliche Regelungen, die auf die speziellen Bedürfnisse der Minderheitenmedien zugeschnitten sind. Selbst das Volksgruppengesetz von 1976 erwähnt die Minderheitenmedien nicht. Das geltende Rundfunkgesetz beschränkt sich in der Definition des Programmauf-

trages auf die „Berücksichtigung wesentlicher gesellschaftlicher Gruppen im Programm“.

Im gemeinsamen Memorandum aller sechs anerkannten Volksgruppen an die Bundesregierung wurde 1997 daher ein großes Kapitel den erwünschten Verbesserungen im Bereich Medien gewidmet:

Der öffentliche Auftrag des ORF soll im Hinblick auf Bildungs- und Kultursendungen in Volksgruppensprachen erweitert werden. (...)

Auch Nachrichtensendungen sollen zu bestimmten Tageszeiten in den Volksgruppensprachen verbreitet werden. (...)

Für Wochenzeitungen und periodische Druckschriften in Volksgruppensprachen sollen die bestehenden gesetzlichen Erleichterungen erweitert und die durch Richtlinien festgelegten Ausnahmebestimmungen im Rahmen der Presse- und Publizistikförderungen gesetzlich festgelegt werden. (...)

Daß Minderheitenmedien eine zentrale Bedeutung für die Minderheiten zukommt, ist allgemein anerkannt. Kaum diskutiert wird aber die Frage auf der konkreten Ebene: Können Minderheitenmedien den Erwartungen überhaupt gerecht werden? Was kann eine Wochenzeitung oder ein „Tagesrandradio“ tatsächlich be-

wirken? Und noch viel wichtiger: Wie muß ein Minderheitenmedium gemacht werden, damit es die Erwartungen und Anforderungen halbwegs erfüllen kann? Antworten sind hier nur für jede einzelne Minderheitensituation möglich. Dennoch gibt es zumindest für die Sprachminderheiten Österreichs eine Anzahl von gemeinsamen „Fallen“, in die viele gerne und immer wieder tappen.

Die Sprachenfalle

Minderheitenmedien wollen eine bestimmte Minderheitensprache verwenden und verbreiten. Diese wird nur von einem kleinen Teil der Gesamtbevölkerung verstanden. Selbst innerhalb der Minderheit gibt es abgestufte Sprachkompetenzen, die für einen beachtlichen Teil der Gruppe die Minderheitenmedien unverständlich machen. Daß z. B. zahlreiche Burgenlandkroaten nicht genug kroatisch verstehen, um die kroatische Zeitung lesen oder die kroatischen Radiosendungen verfolgen zu können, die für sie gemacht werden, mag verschiedene Ursachen haben und zeugt zumindest auch von einer fehlgeschlagenen Minderheiten- und Bildungspolitik, ändert aber nichts daran, daß diese Menschen „ihr“ Minderheitenmedium nicht verstehen.

Solange es Ziel des Mediums ist, vor allem die Sprache zu verbreiten, wird diese Gruppe ausgeschlossen bleiben – obwohl gerade Personen in den äußeren Kreisen einer Minderheit besonders von Informationen über die eigene Gruppe profitieren würden. Minderheitenmedien sind hier in einer Zwickmühle. Während manche die Verwendung der Mehrheitsprache als Zweitsprache im Minderheitenmedium vorschlagen, wird das von den Verantwortlichen der meisten Minderheitenmedien abgelehnt: Dadurch würden die Leute verleitet, nur noch die deutschsprachigen Beiträge zu lesen.

Die Subventionsfalle

Minderheitenmedien leben mehr als andere Medienprodukte von öffentlichen Subventionen. Darunter leidet letztlich deren Qualität. Einerseits limitiert die Subventionsabhängigkeit die Möglichkeiten, wirklich gute Produkte mit ausreichendem Budget, einem Team von guten MitarbeiterInnen und entsprechenden technischen Standards zu machen; andererseits wirken die Subventionen als Entwicklungshemmer: Es gibt kaum ein Korrektiv – weder durch die LeserInnen, noch durch die Werbewirtschaft. Bei vielen Minderheitenmedien ist es tatsächlich fast egal, wie viele LeserInnen/HörerInnen das Medium wirklich hat und vor allem wie viele davon tatsächlich bereit sind, für dieses Produkt zu zahlen. Subventionen fließen oder fließen nicht, tun dies aber nicht wegen der Qualität des Produktes und dessen Erfolg bei der Leserschaft. Je kleiner das Medium, desto krasser wird diese Diskrepanz.

Die ethnozentristische Falle

Minderheitenmedien konzentrieren sich im politischen Teil auf minderheitenpolitische Themen. Es ist ihr erklärtes Ziel, die jeweilige Minderheit „zu retten“. Des-

halb leidet die journalistische Qualität der meisten Beiträge, sobald sie über das Chronikale hinausgehen. Berichtet wird weniger über relevante Ereignisse und Entwicklungen, sondern eher darüber, „ob einer von uns in irgendeiner Weise daran beteiligt ist“. Politische Zusammenhänge werden grundsätzlich als „gut oder schlecht für uns“ eingeordnet. Unter „gut für uns“ ist dabei das zu verstehen, was der Herausgeber, meist ein Vereinsvorstand, gerade für gut für die Volksgruppe hält. Konträre Ansichten finden ihren Platz bestenfalls in der Rubrik „Leserbriefe“.

Die Mitarbeiterfalle

Minderheitenmedien können nur minimale Mitarbeiterstäbe finanzieren. Layoutierende und fotografierende Redakteure, die auch noch selbst für das Lektorat zuständig sind, sind die Regel. Dementsprechend schwierig ist es, anspruchsvolle Produkte zu gestalten. Kommentatoren, Thema und Inhalt der Kommentare wiederholen sich regelmäßig, die Anzahl der vertretenen Zugänge zu Themen ist eng begrenzt.

Die Kerngruppenfalle

Minderheitenmedien verstehen sich traditionell als Sprachrohr für die Kerngruppe der Minderheit. „Wir über uns“ ist ein wichtiges Motiv, um ein Minderheitenmedium zu produzieren. Der Kreis jener, über die berichtet wird, ist meist klein. Die Themenpalette orientiert sich fast ausschließlich an den minderheitenspezifischen Aktivitäten der Kerngruppe. Persönliche Bekanntschaften und Interventionen spielen eine zentrale Rolle für Auswahl und Inhalt der Beiträge. Oft berichten Redakteure (unter wechselnden Pseudonymen) über die eigenen Aktivitäten in ihren vielen anderen Funktionen und zitieren sich selbst in der dritten Person.

Die Monopolistenfalle

Minderheitenmedien treten meist als Monopolisten auf. Das gefährdet einerseits die Meinungsfreiheit innerhalb der Gruppe. Andererseits wird versucht, als „Alleinunterhalter“ für alle Alters- und Gesellschaftsgruppen wenigstens irgendein Angebot zu machen. Die Folge ist ein Wald- und Wiesenjournalismus, wie er in keinem Mehrheitsmedium möglich wäre.

Kaum diskutiert wird die Frage: Können Minderheitenmedien den Erwartungen überhaupt gerecht werden?

Auswege

Die Bedeutung eigener Medien für sprachliche Minderheiten ist unbestritten. Internationale Konventionen haben bereits darauf reagiert. Die nationale Gesetzgebung und die Herausgeber der Minderheitenmedien selber weniger. Produziert wird nach wie vor unter einem Subventionsregime, das keine adäquaten Entwicklungsmöglichkeiten zuläßt. Verstärkt wird dieses Manko durch unzureichende Strukturen innerhalb der Minderheiten und die zahlreichen Fallen, die mit der Produktion eines Minderheitenmediums einhergehen.

Wenn Minderheitenmedien den Erwartungen und zeitgemäßen Anforderungen gerecht werden sollen, muß sich viel ändern. Knackpunkte sind eine adäquate finanzielle Dotierung, eine unabhängige Qualitätskontrolle, die sprachliche und thematische Öffnung zu Minderheitenangehörigen mit niedrigerer Sprachkompetenz und zur Mehrheitsbevölkerung, die journalistische Ausbildung der MitarbeiterInnen und der Versuch, seriöse journalistische Arbeit zu leisten, anstatt Minderheiten „retten zu wollen“.

Europäische Mindeststandards

Die „Rahmenkonvention zum Schutz nationaler Minderheiten“ (beschlossen 1995, in Österreich in Kraft seit 1. Juli 1998, BGBl Nr. 120/1998) regelt Minderheitenmedien in Artikel 9:

(1) Die Vertragsparteien verpflichten sich anzuerkennen, daß das Recht jeder Person, die einer nationalen Minderheit angehört, auf freie Meinungsäußerung, die Freiheit der Meinung und die Freiheit zum Empfang und zur Mitteilung von Nachrichten oder Ideen in der Minderheitensprache ohne Eingriffe öffentlicher Stellen und ohne Rücksicht auf Landesgrenzen einschließt. Die Vertragsparteien stellen im Rahmen ihrer Rechtsordnung sicher, daß Angehörige einer natio-

nenal Minderheit in bezug auf ihren Zugang zu den Medien nicht diskriminiert werden.

(2) Absatz 1 schließt nicht aus, daß die Vertragsparteien Hörfunk-, Fernseh- oder Lichtspielunternehmen einem Genehmigungsverfahren ohne Diskriminierung und auf der Grundlage objektiver Kriterien unterwerfen.

(3) Die Vertragsparteien hindern Angehörige nationaler Minderheiten nicht daran, Printmedien zu schaffen und zu nutzen. Innerhalb des gesetzlichen Rahmen für Hörfunk und Fernsehen stellen sie soweit wie möglich und unter Berücksichtigung des Absatzes 1 sicher, daß Angehörigen nationaler Minderheiten die Möglichkeit gewährt wird, eigene Medien zu schaffen und zu nutzen.

(4) Die Vertragsparteien ergreifen im Rahmen ihrer Rechtsordnung angemessene Maßnahmen, um Angehörigen nationaler Minderheiten den Zugang zu den Medien zu erleichtern sowie Toleranz zu fördern und kulturellen Pluralismus zu ermöglichen.

Die wesentlich genauere und detailliertere „Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen“ (von Österreich 1992 unterzeichnet, aber bisher nicht innerstaatlich ratifiziert und umgesetzt) listet mehrere Möglichkeiten auf, die die einzelnen Staaten zugunsten der Minderheitenmedien ergreifen können. Es bleibt den Staaten vorbehalten, welche der Punkte sie umsetzen wollen, regelt aber eine Mindestanzahl von zu erfüllenden Bestimmungen.



DAS KÄNGURUH, DAS SLOWENISCH GRUNZT

Zwischen Kronenzeitung und Special-interest-Zeitung: Ein Round-table-Gespräch mit MitarbeiterInnen von fünf Minderheitenmedien über die Höhen, Tiefen, Grenzen und Zukunft ihrer journalistischen Arbeit; aufgezeichnet im Dezember 1999 im Büro der Initiative Minderheiten, Wien.

STIMME: Im Vorgespräch sind zwei Stichworte gefallen: Alternativmedium und Special-interest-Medium. Können wir sie spezifizieren?

Gudrun Hauer: Das Wort Alternativmedium verwende ich in zweierlei Hinsicht. Zum einen bezüglich der Produktionsbedingungen des Mediums: Zumeist wird auf ehrenamtlicher Basis gearbeitet, d. h. der Lebensunterhalt wird nicht davon bestritten, und die Erlöse aus dem Verkauf und von Abonnements decken gerade die anfallenden Unkosten für Druck usw. ab. Das bedeutet allerdings nicht, daß ein gewisser Trend zur Professionalisierung – im Sinne der Annäherung an stilistische Qualitätskriterien im Bereich des Schreibens, des Layouts oder der journalistischen Recherche – ausgeschlossen ist. Eine diesbezügliche Diskussion ist in den *Lambda-Nachrichten* schon lange im Gange. Zum anderen heißt es aber auch, bestimmte Erwartungen des Lesepublikums durchaus gewollt und systematisch abzulehnen. Der durchschnittliche schwule Leser erwartet von einer Zeitschrift wie der unseren, daß es darin keine lesbischen Beiträge gibt, dafür aber attraktive junge Männer abge-

bildet sind. Wir haben uns bewußt dagegen entschieden.

Andreas Oechsner: Ich kriege in Massenmedien bestimmte Themen nicht unter, selbst wenn ich die noch so „geilste“ Story bringe. Ich denke, man muß beide Medienbereiche bedienen können. Es ist wichtig, eine Special-interest-Zeitschrift zu haben, wo wir unsere Themen punktgenau setzen können, die auch bei Lesern und Leserinnen ankommen: „Das sind Neuigkeiten, die mich interessieren, die erfahre ich nirgendwo anders, da kann ich auch mitdiskutieren!“. Zweitens wollen wir eine Special-interest-Zeitung machen, nicht weil die anderen unsere Themen nicht bringen, sondern weil wir uns mit diesem Medium emanzipieren können. Den emanzipatorischen Ansatz kann ich durch eigene Medien transportieren.

Peter Tyran: Wir versuchen mit *Hrvatske Novine*, identifikatorisch und vor allem sprachbildend zu wirken. Wir gehen davon aus, daß wir ein Organ brauchen, wo wir selbst über uns und für uns schreiben können. Der Begriff „uns“ ist ausdehnbar,

ich möchte ihn nicht ethnozentristisch abgrenzen. Gehen wir von der Sprache aus, das ist das einfachste Merkmal. Wir versuchen die Sprache, dieses Kulturgut, zu erhalten. Das kann man meiner Meinung nach nur, indem man auch, neben anderen, eigene Medien hat: nicht nur Print-, sondern auch elektronische Medien etc. Es ist unsere Aufgabe, die eigene Volksgruppe abzudecken, aber darüber hinaus müssen wir sämtliche alltägliche Bereiche in unserer Sprache abdecken; ansonsten verlieren wir die soziale Funktion unserer Sprache. D. h. wir können nicht nur in „Haus- und Hofsprache“, nicht nur über unsere Tamburiza- oder Theatervereine schreiben. Damit engen wir uns selbst ein. Wir müssen auch über den Wahlkampf in Österreich schreiben, über die Skandale bezüglich der Roma in Tschechien, auch über „Lifestyle“.

Kann man dann mit den Mainstreammedien, die ja dieses Konzept verfolgen, konkurrieren – als Minderheitenmedium in einer Minderheitensprache?

Peter Tyran: Nicht wir können, wir müssen konkurrieren. Es ist nur das eine Pro-

blem dabei: Wir können nichts produzieren, was sich selbst tragen würde. Um es auf den Punkt zu bringen: Wir versuchen eine Tageszeitung zu sein, die leider Gottes nur einmal in der Woche herauskommt.

Marko Gabriel: Es handelt sich da um einen schwierigen Spagat, denke ich. Dennoch müssen wir uns vor allem inhaltlich einiges überlegen, um mit den Mainstreammedien konkurrenzfähig zu sein. Andere Blickwinkel einzubringen, die sonst untergehen: Nur so können wir die Minderheitensprache als Alltagssprache erhalten. Das sollte Ziel jeder Zeitung sein, die auf einer Minderheitensprache basiert. Es ist allerdings sehr schwierig zu erfüllen. Ich merke es jedesmal selbst, wenn ich den *Slovenski Vestnik*, für den ich schreibe, durchblättere: Einen Artikel über Wahlen überblättere ich beispielsweise, denn ich habe bereits darüber in den anderen Medien gelesen. Wie löst man dieses Problem?

Peter Tyran: Man kann natürlich über Wahlen schreiben und deren Auswirkungen auf die Minderheiten thematisieren. Aber gleichsam muß man wieder *sprachfördernd* eine minderheitensprachliche Terminologie verwenden. Für uns ist es ein Problem, unsere Sprache immer „up to date“ zu halten. Es gibt so viele Neologismen, die einem normal Deutschsprachigen wahrscheinlich gar nicht auffallen. Wenn man „Nullwachstum“ oder „negative Einwanderungsquote“ ins Kroatische oder Slowenische übersetzt, muß man aufpassen, daß die Übersetzung nicht lächerlich wirkt. Es ist eine Aufgabe unserer Medien, auch die Terminologie in der Minderheitensprache bereit zu halten, weil über diese Begriffe an den Tischen diskutiert werden soll.

AGORA versteht sich als zweisprachiges und zunehmend als mehrsprachiges Radio. Kann es den Bedarf nach Mehrsprachigkeit abdecken, vielleicht besser als eine Zeitung?

Katja Kernjak: Ich würde sogar sagen, schwieriger. Machen Sie eine Sendung nur in Deutsch, oder machen Sie sie nur in Slowenisch? Oder aber, versuche ich, in einer Sendung beide Sprachen zu berücksichtigen? Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß dies sehr schwierig ist, denn die Kärntner Slowenen können natürlich alle Deutsch, die deutschsprachigen Kärntner aber nicht Slowenisch. Machen Sie jetzt die Dinge doppelt, dann wird es langweilig, dann wird abgedreht. Es ist für mich allerdings sehr wichtig, daß man sich nicht eingrenzen soll. Ein Radio nur in slowenischer Sprache für die Kärntner Slowenen, für die Minderheit, finde ich persönlich nicht richtig. Auch nicht die inhaltliche Beschränkung auf Sachen, die nur in der Minderheit passieren. Radio AGORA hat

die Aufgabe, zu verbinden. Wir wollen uns ganz sicher nicht auf die Minderheit begrenzen, sondern auch den Deutschsprachigen diese Minderheit näherbringen. Wir wollen Vorurteile abbauen. Es soll etwas Alltägliches, Normales werden, daß deutschsprachige Kärntner Slowenisch lernen. Es kann auch durchaus dieses Interesse wecken, indem man zuhört, indem man das Gefühl für die Sprache bekommt. Das ist ein sehr wichtiger Schwerpunkt.

Gudrun Hauer: Sehr einfach stellt sich das Problem auch für Deutsch nicht dar. Das Deutsche ist ja auch kein monolithischer Block, und was sich für Alternativmedien als zentrale Aufgabe stellt, ist, einen emanzipatorischen Sprachgebrauch zu entwickeln. Nicht nur ein Sprachgebrauch, der veraltete oder diskriminierende Begriffe durch neue ersetzt. Die Frage greift weiter: wie sich etwa ein feministisches Bewußtsein in Form eines nicht-sexistischen Sprachgebrauchs abbilden oder umsetzen läßt. Eine andere Herausforderung ist, zu einem nicht-rassistischen Sprachgebrauch hinzukommen. Wesentlich ist die Frage, was wir politisch wollen? Ich glaube, wir sind uns weitgehend darüber einig, daß wir unsere eigene Bezugsgruppe, die ja eigentlich sehr heterogen ist, nicht nur als Objekte und Opfer politischen Handelns, des Alltags, der Diskriminierung usw. begreifen, sondern als Subjekt verstehen. Nicht nur in dem Sinn, daß wir aus eigener Betroffenheit schreiben, sondern auch ein Bewußtsein zu schaffen, Vorbilder und Hilfe bereitzustellen, Solidarität zu vermitteln; zu zeigen, daß es sehr wohl möglich ist, etwas nicht zu erleiden, sondern aktiv zu gestalten. Da liegt eigentlich der Hauptunterschied zu den Mehrheitsmedien.

Andreas Oechsner: Der bewußte Umgang mit der Sprache ist eine Prägung von Alternativmedien. Mein Medium deckt auch alle Bereiche ab; Freizeit, Politik, Kultur etc. aus einem speziellen Blickwinkel mit einer speziellen Sprache. Diesen überall kursierenden Begriff vom „gefesselten Rollstuhlfahrer“ kennen wir alle. Wir müssen das, was wir politisch fordern, in unserem eigenen Medium zunächst in der Sprache vormachen. Etwa das große „I“, was optisch nicht schön sei etc. – darum geht es nicht. Ich nehme gerne das „I“ in Kauf, weil ich weiß, darüber kriegen wir Bewußtsein transportiert. Es zeichnet auch die Special-interest-Zeitung aus, zu sagen: „Wir setzen bewußt eine sensible Sprache ein!“

Zwei Funktionen von Minderheitenmedien haben sich bis jetzt herauskristallisiert: einerseits die ergänzende zu den Mainstreammedien, die Alternativfunktion. Andererseits die Sprachfunktion, die auch in einer Konkurrenz mit

den Mainstreammedien auftritt. Gibt es Charakteristika all dieser Medien, etwa die Sensibilität in der Berichterstattung, besonders in menschenrechtlichen Themen?

Peter Tyran: Ich bin überzeugt davon, daß diese Medien von Haus aus sensibler sind. Minderheitenrechte sind ja Teil der Menschenrechte, die hierzulande die Mehrheit erst jetzt zu begreifen beginnt. Wir beschäftigen uns damit viel länger; ich bin überzeugt, daß die Kollegen von den Minderheitenmedien auf diesem Gebiet Spezialisten sind.

„Wir wollen eine Special-interest-Zeitung machen, nicht weil die anderen unsere Themen nicht bringen, sondern weil wir uns mit diesem Medium emanzipieren können.“ (Andreas Oechsner)

Andreas Oechsner: Ob wir Vorreiter der Wahrung der Menschenrechte sind? Ich kann da nicht ja sagen. Damit würde ich mich als den besseren Menschen betrachten. Wir machen eine Zeitung für eine Gruppe behinderter Menschen. Unter ihnen gibt es linke, rechte, Nationalisten, Kommunisten – die Bandbreite ist sehr breit. Heute habe ich die Leserbriefseite gemacht und hatte einen Brief darin, der massiv gegen eine andere Behinderungsgruppe hetzt. Aus demokratischem Verständnis müßte ich den abdrucken, tue ich aber nicht, weil ich es nicht zulasse, gegen einen Teil der Leser und Leserinnen vorzugehen. Wir befinden uns ständig in einer Gratwanderung: Haben wir rassistische oder frauenfeindliche Beiträge? Weil wir eine Minderheitenzeitschrift machen, heißt es nicht auch, daß wir mit allen Minderheiten so tolerant umgehen. Davon sind wir weit entfernt.

„Andere Blickwinkel einbringen, die sonst untergehen: Nur so können wir die Minderheitensprache als Alltagssprache erhalten.“ (Marko Gabriel)

Wäre es dann nicht wünschenswert, daß eine Minderheit mehrere Medien hat?

Marko Gabriel: Bei Minderheiten ist der Trend zur Vereinheitlichung erkennbar – daß man versucht, alles von links bis rechts unter einen Hut zu bringen und nur über die Schiene der Sprachzugehörigkeit zu fahren. Darin erblicke ich eine große Gefahr. Wenn man Pluralität

TeilnehmerInnen des Round-table-Gesprächs:

Gudrun Hauer



„Die Differenzen in der Berichterstattung zur Sprache bringen und nicht einebnen.“

Gudrun Hauer, seit 1984 Redakteurin der *Lambda-Nachrichten*, der ältesten nicht-kommerziellen Lesben- und Schwulenzeitschrift im deutschsprachigen Raum, herausgegeben von der „Homosexuellen Initiative (HOSI) Wien“.

Peter Tyran



„Wir haben Special-interest-Zeitungen, aber kein wirkliches Medium.“

Peter Tyran, Chefredakteur der Wochenzeitung *Hrvatske Novine*, seit 1910 Organ der burgenländischen KroatinInnen mit einer aktuellen Auflage von 34.000 Exemplaren.

Andreas Oechsner



„Wir neigen dazu, in jedem Artikel die Welt zu erklären.“

Andreas Oechsner, Redakteur von *Monat*, der monatlichen Zeitschrift der „Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Rehabilitation (ÖAR)“, Dachverband der Behindertenorganisationen.

Katja Kernjak



„Vom Mainstream weggehen und eine niveaullere Berichterstattung bieten.“

Katja Kernjak, Mitarbeiterin des Radio AGORA, das seit über einem Jahr in Kärnten ein zweisprachiges Programm sendet.

Marko Gabriel



„Wir müssen uns auf einen Kernbereich festlegen.“

Marko Gabriel, Freier Mitarbeiter des *Slovenski Vestnik*, des wöchentlichen Organs des „Zentralverbands der Kärntner Slowenen“.

für die gesamte Gesellschaft fordert, sollte man sie auch innerhalb der Sprachgruppe, in der man lebt, akzeptieren.

„Wir wollen ganz uns sicher nicht auf die Minderheit begrenzen, sondern auch den Deutschsprachigen die Minderheit näherbringen. Es soll etwas Alltägliches, Normales werden, daß deutschsprachige Kärntner Slowenisch lernen.“ (Katja Kernjak)

Katja Kernjak: Eine Minderheit sollte – vielleicht ist das eine Utopie – politisch wenigstens nach außen hin Einigkeit wahren. Daß man verschiedene Lebensauffassungen und verschiedene Meinungen hat, ist ganz natürlich, und das sollte man auch in verschiedenen Zeitungen und Medien ausdrücken können. Bei AGORA – das ist jetzt meine subjektive Sicht – versuchen wir verschiedene Interessen hineinzubringen. Nicht als das Radio, das verschiedene Interessen vertritt, sondern in schwerpunktmäßigen Sendungen.

„Die Kronzeitung irritiert und beruhigt. Wir wollen nicht beruhigen, sondern verändern; wir wollen ja nicht das Vertraute, unter dem wir leiden und gegen das wir tagtäglich ankämpfen.“ (Gudrun Hauer)

Gudrun Hauer: Es gibt viele verschiedene Homosexuellenszenen. Und es gibt nicht nur in Wien, sondern in ganz Österreich unterschiedliche Medien, die ein unterschiedliches Zielpublikum innerhalb dieser Szenen bedienen, mit unterschiedlichen Akzentuierungen und Schwerpunkten. Was die *Lambda-Nachrichten* von anderen unterscheidet, ist, daß die Differenz zwischen den Geschlechtern sowie die Konfliktpunkte, die gerade in einer geschlechtergemischten Lesben- und Schwulenbewegung existieren, nicht zugekleistert werden. Wir legen sie vielmehr auf den Tisch, wir wollen, daß die Differenzen in der Berichterstattung und in der Analyse der politischen Strategien zur Sprache kommen und nicht eingeebnet werden. Ich finde es emanzipatorisch, wenn sichtbar werden kann, daß eine Minderheit in sich auch sehr heterogen ist.

Peter Tyran: Selbstverständlich ist es interessant und wichtig, mehr Medien zu haben; wir haben sie aber leider nicht, oder nur im ganz geringen Maße. Ich versuche daher, in meinem Medium wirklich alles abzudecken, nicht nur vom Inhalt, sondern auch von der politischen Band-

breite her. Ich versuche, eine Zeitung zu machen, in der auch der potentielle Haider-Wähler Platz haben muß. Das ist natürlich ein Slalomlauf. Aber es ist zugleich eine dankbare Aufgabe, weil man eine gewisse Einigung erreichen kann, indem man allen die Möglichkeit gibt, sich auszudrücken. Sie werden nicht gegeneinander ausgespielt. Andreas hat vorhin von dem Leserbrief gesprochen. Ich weiß zwar nicht, was in diesem Leserbrief konkret steht, aber ich hätte ihn wahrscheinlich abgedruckt; aus dem Grund, daß er die politische Situation innerhalb der Volksgruppe spiegelt und wir eben nur dieses eine Medium haben. Unter der Prämisse natürlich, daß für den Leserbrief der Autor selbst verantwortlich ist und darin keine persönlichen Beleidigungen stehen.

Andreas Oechsner: Der Punkt ist natürlich die Meinungsvielfalt. Was rassistisch und was noch im Rahmen der Pluralität zu verstehen ist, ist aber auch immer willkürlich. Es gibt da keine objektive Grenze. Ich finde es entscheidend, daß der Markt die Medienvielfalt zuläßt. Ich könnte nicht objektiv über eine rechte Veranstaltung schreiben. Die rechten LeserInnen müssen sich andere Medien suchen, wo sie bedient werden, in meinem Medium geht das nicht. Das leiste ich mir einfach, denn sonst sind wir im Mainstream drin, und da will ich nicht rein. „Mainstream“ verwende ich als negatives Wort, das bedeutet: „Ich will es allen recht machen!“

Peter Tyran: Das ist der Unterschied zwischen uns. Mein Medium will natürlich ein Mainstreammedium sein. Ich leugne es nicht, das ist ein Ziel.

Die Mainstreammedien charakterisiert, daß sie eine öffentliche Einheit imaginieren, die jenseits von jeglichem „special interest“ existiere. Unterschiedliche Interessen werden darin vielmehr als Rubriken begriffen: Sport, Chronik usw. Wird nicht genau diese „imaginäre Einheit“ von den Minderheitenmedien übernommen, wenn sie versuchen, zum Mainstream zu gehören?

Gudrun Hauer: Das Interesse meines Mediums ist nicht, die ganze Bandbreite zu vertreten. Manche mögen es als Zensur bezeichnen, ich stehe aber dazu, daß bestimmte Positionen, Werturteile und politische, ideologische Zugehörigkeiten darin keinen Platz haben. Die Frage der Identität ist bei Lesben und Schwulen total im Fluß, zumindest in den USA, und sie schwappt über die BRD ganz langsam und vorsichtig nach Österreich über. Ich gehöre noch zu dieser „altmodischen“ Fraktion, die meint: „Es gibt schon so etwas wie eine eigene lesbische oder schwule Identität.“ Wobei sich so etwas nicht nur daran bemißt, ob sich das eine aus der gemeinsamen Diskriminierungs-

erfahrung herleiten läßt, sondern ob auch noch andere Kategorien dazukommen. Minderheitenmedien haben für mich insofern einen Sinn – und vielleicht können wir da auch eine Brücke zwischen den Minderheitenmedien schlagen –, als sich Themen, Bereiche, politische Haltungen, die nicht den jeweils „eigentlichen“ Schwerpunkt bilden, sehr wohl auch in diesen Medien niederschlagen. Bei uns sind es etwa, abgesehen von feministischen Fragen, die Frage des Rassismus; Solidarität mit anderen Gruppen, auch innerhalb der Zeitschrift selbst. Es gelingt nicht immer gleich gut, und wir sind sicher auch blind gegenüber vielen Bereichen, was teilweise damit zusammenhängt, daß etwa die Redaktion nur deutschsprachig zusammengesetzt ist.

Marko Gabriel: Die Leute, die eine Minderheitenzeitung machen, müssen sich schon auf einen Kernbereich festlegen, von dem sie herkommen bzw. über den sie schreiben. Sonst wäre es ja witzlos; es ist kurios, wenn eine Kärntner slowenische Zeitschrift über Känguruhs in Australien schreibt.

Andreas Oechsner: Du meinst, die australischen Känguruhs wären dann spannend, wenn es Partnerkänguruhs wären, die die behinderten Menschen unterstützen – dann würde ich es groß bringen als Kuriosum.

Peter Tyran: Ich bin jetzt im Zweifel. Ich weiß nicht: bin ich noch sehr weit hinten oder schon wieder weiter vorne? Ich möchte es ganz plakativ sagen: Wir haben jetzt Special-interest-Zeitungen, aber wir haben kein wirkliches Medium. Ich habe eine Studie in den Trafiken in burgenländisch-kroatischen Gemeinden durchgeführt, das Ergebnis: 67% der Kroaten lesen die Kronzeitung. Wenn ich meine Inhalte und die Sprache transportieren möchte, müßte ich logischerweise eine Kronzeitung in Kroatisch machen. Angenommen, wir hätten jetzt diese Kronzeitung, dann könnten wir sagen, diesen Bereich hätten wir abgedeckt, und jetzt gehen wir zu den „special interests“. Wir haben es von hinten aufgekläumt. Es reicht mir nicht, zu sagen: „Mich lesen nur die, die wissen wollen, warum der Artikel 7 nicht erfüllt ist, oder nur die, die wissen möchten, warum die Tamburiza Zagersdorf so gut in der Stadthalle aufgetreten ist.“ Natürlich sollen wir den eigenen Bereich abdecken; aber wenn dieses Känguruh wirklich slowenisch gegrunzt hat, ist es ein Aufhänger, weil es lustig ist und weil es die Leute in Slowenisch lesen würden.

Andreas Oechsner: Völlig d'accord! Aber das Problem, weswegen die Kronzeitung gelesen wird, ist nicht nur, daß das Sex and Crime drinsteht. Wir, die lin-



ken, hochanständigen Zeitungen, neigen dazu, in jedem Artikel die Welt zu erklären; das ist unser Problem, daß wir nicht kurze prägnante Artikel liefern können.

Peter Tyran: Das ist das Problem! Ich hab' es auch.

Katja Kernjak: Wenn man für Minderheitenmedien schreibt, dann versucht man, zu differenzieren, weil man meistens selbst die Erfahrung gemacht hat, daß man in einen Korb geworfen und in ein Kastl hineingeschoben worden ist. Schon aus Abwehrreaktion differenzieren wir, auch in den Beiträgen. Ein ehemaliger Chefredakteur der Kronzeitung soll auf die Frage „Sollen wir nicht ein bißchen das Niveau heben?“ gesagt haben: „Sei'ma gscheit, bleib'ma bled!“. Ich finde, es ist viel wichtiger, nicht davon auszugehen, ob die LeserInnen, HörerInnen eine leichte, schnelle, leicht verdaubare Kost kriegen, sondern, daß man insgesamt ein bißchen – ich weiß, das Wort klingt fürchterlich – das Niveau hebt. Die Minderheitenmedien haben auch den Auftrag, vom Mainstream wegzugehen und eine niveauvollere Berichterstattung zu bieten.

Gudrun Hauer: Warum ist die Kronzeitung so erfolgreich? Sie irritiert und stellt wieder die rechte Ordnung im übertragenen wie im buchstäblichen Sinne her, und sie beruhigt. Was machen wir mit unseren Medien? Unsere Medien irritieren und beruhigen eben nicht. Wir zeigen – von unseren unterschiedlichen Ausgangspunkten aus – genau dorthin, wo es krankt. Wir können nicht stellvertretend handeln, eigentlich überlassen wir die Aktivitäten den LeserInnen und Lesern. Wir wollen auch nicht beruhigen, sondern verändern; wir wollen ja nicht das Vertraute, unter dem wir leiden und gegen das wir tagtäglich ankämpfen.

Die Unterschiede zwischen euren Medien haben wir nun relativ ausführlich besprochen. Wir haben auch gewisse Gemeinsamkeiten angeschnitten, die aber eher „negativer“ Natur sind: kleine Auflagen, kleinere Budgets, kleinere Redaktionsstrukturen usw. Können nicht andere, „positive“ Gemeinsamkeiten zwischen diesen Medien hergestellt werden? Kann es Bereiche der Zusammenarbeit geben?

Gudrun Hauer: Es hat ja immer wieder Versuche gegeben, gemeinsame Strukturen zu bilden. Einen dieser Versuche, die *Vereinigung Alternativer Zeitungen und Zeitschriften* (VAZ), habe ich selbst lange Zeit von innen mitverfolgt. In der Praxis ist das Interesse daran leider gering, und wenn Interesse bestanden hat, dann aufgrund der Abwehr einer konkreten, in diesen Fällen immer auch finanziellen Bedrohung. Diskutiert wurde aber auch über die Schaffung einer gemeinsamen Vertriebsstruktur oder den Aufbau eines gemeinsamen Inseratenpools sowie langfristig einer alternativen Medienagentur; nur es haben immer die personellen Ressourcen gefehlt. Diejenigen, die sich am meisten dafür eingesetzt haben, einschließlich mir, haben immer am wenigsten Zeit gehabt, weil sonst das eigene Medium und die eigene politische Arbeit so stark darunter gelitten hätte.

Marko Gabriel: Es gibt keine/n an diesem Tisch, glaube ich, der/die sich das nicht wünschen würde, gemeinsame Vertriebsnetze usw. zu bauen. Aber es fehlt tatsächlich an Ressourcen. Denn die Minderheitenmedien haben Probleme damit, sich selbst zu finanzieren, bzw. sie haben selbst personelle Engpässe. Daher scheint es mir doch einigermaßen illusorisch.

Peter Tyran: Ich könnte mir sehr wohl eine Zeitschrift vorstellen, wo kroatische, slo-

wenische Minderheiten, Schwule und Lesben etc. zu Wort kommen. Und warum nicht auch ab und zu ein Artikel über Behinderte im *Slovenski Vestnik*? Ich versuche in meinem Medium, den Begriff „Minderheit“ auszudehnen, soweit es geht, es gibt natürlich auch eine Schmerzgrenze – nicht nur bei mir, sondern auch bei den Lesern. Wenn ich drei oder vier Artikel in Serie über Schwule bringe, werde ich wahrscheinlich massive Reaktionen kriegen. Aber das stehe ich durch. Wir dürfen uns nur nicht der Illusion hingeben, daß wir dann von allen gestreichelt werden.

„Es ist unsere Aufgabe, die eigene Volksgruppe abzudecken, aber darüber hinaus müssen wir sämtliche alltägliche Bereiche in unserer Sprache abdecken; ansonsten verlieren wir die soziale Funktion unserer Sprache.“ (Peter Tyran)

Andreas Oechsner: Unsere Medienlandschaft zeichnet aus, daß wir Individualisten sind. Das heißt: Wo wir informell und nicht künstlich, sondern so wie wir wollen zusammenarbeiten, funktioniert es. Sobald wir eine Struktur darauf setzen wollen, wird es problematisch, und das zu Recht: Guckt euch mal Mediaprint an, in so etwas möchte ich nicht leben. Laßt uns informell vernetzen, gegenseitig inhaltliche und andere Ressourcen nutzen; aber laßt den Traum einer Einheit beiseite, der für mich ideologisch den Gegensatz darstellt. Ich will das Individuelle haben. Aber allein das heutige Gespräch zeigt ja auch, daß Vernetzung möglich ist. Was hier stattfindet, ist ja ein kleiner Teil Vernetzungsarbeit, und uns geht es offensichtlich wohl dabei.

Moderation: Cornelia Kogoj

DIE BESONDEREN ORTE DER MEDIENWELT VON HAKAN GÜRSES

Weniger ist nicht mehr, eben weniger, und nicht der Ton macht die Musik, sondern auch die Pause zwischen den Tönen. Außerdem lehrt uns die strukturelle Sprachwissenschaft: Erst die Differenz ermöglicht die Bedeutung. Ich versuche nicht, ein Manifest für Querulanten zu verfassen; die Rede wird von medialen Orten sein, von denen aus die Welt anders als gewöhnlich betrachtet und dargestellt werden kann.

Immer wenn ich über das Konzept, die Zielgruppe und den Zweck der STIMME zu sprechen komme, versuche ich, einen besonderen medialen Ort zu beschreiben, den aus meiner Sicht die Worte „weniger“, „dazwischen“ und „Differenz“ am besten charakterisieren. Im Laufe der Jahre hat sich für mich als Redakteur einer Zeitschrift, die unter ihrem Titel den Zusatz „von und für Minderheiten“ trägt, ein Selbstverständnis bezüglich dieses besonderen medialen Ortes herausgebildet. Es handelt sich um einen realen Ort, den zwar nicht viele kennen oder gerne besuchen, an dem nicht viele leben wollen, der aber bestimmt keine Utopie, kein „Nicht-Ort“ ist. Die Besonderheit wird ihm nicht durch seine unvergleichliche Schönheit oder durch das elitäre Geheimnis um seine Existenz verliehen: Er ist nicht Caorle, aber auch keine Geheimtip-Bucht auf einer unbekanntem Südsee-Insel. Dieser Ort ist aus einer *Notwendigkeit* heraus besonders. Dabei handelt es sich um eine *mediale* Notwendigkeit.

Das mediale Ereignis

Versuchen wir, unsere Phantasie ein Denkspiel lang anzustrengen, und stellen uns eine Zeitung vor – eine fiktive Zeitung, die imstande wäre, ausnahmslos über *alles*, was sich täglich auf unserer Erde innerhalb eines bestimmten Zeitraums ereignet, am nächsten Tag zu berichten. Wohl auch ohne groß nachrechnen zu müssen, können wir uns das monströse Produkt eines solchen Unterfangens ausmalen: Unsere fiktive Zeitung müßte, wenn sie auf jedem Ereignis bloß mit einigen Worten Genüge tun wollte, einen Umfang von mehreren Tausend Seiten haben. Abgesehen von der faktischen Unmöglichkeit, *jedes* einzelne Ereignis auf unserem Erdball zu erfassen, ist die Sinnhaftigkeit dieses phantastisch-medialen Auswuchses fraglich: Wer kann einen solchen täglichen Wälzer lesen, braucht ihn überhaupt jemand?

Trotzdem nehmen die Massenmedien für sich in Anspruch, allumfassend zu sein. Sie legen uns nahe, daß wir durch sie täglich *alles* erfahren können – und das ist nicht allein ein Werbe-Gag! Wird uns nicht ununterbrochen gepredigt, und teilen wir nicht die Ansicht, die Welt werde – besonders mittels Neuer Medien – allmählich zu einem globalen Dorf? Früher, beteuern wir nostalgisch bis zukunftsfröh, hörte

man erst Tage später von einer bedeutungsschweren Naturkatastrophe auf dem Balkan, und dann unterschied sich die Nachricht kaum von einem Gerücht. Heute erfahren wir schon nach wenigen Stunden, welche Brise auf Indonesien zuweht, in allen technischen Details und mit Bildmaterial.

Wie ist es möglich, daß wir diese Illusion von *weltumfassenden* Medien teilen und im absurden Glauben leben, wir würden über *jedes* Ereignis informiert – durch die Lektüre einiger Zeitungsseiten oder durch nur eine halbe Stunde Fernsehen?

Das erste Problem, das im Phantasie-Beispiel auftaucht – die Unmöglichkeit, tagtäglich jedes Ereignis zu erfassen – meistern die Massenmedien, indem sie von vornherein definieren, was ein Ereignis ist. Geradezu legendär ist die Gleichung von Mensch, Hund und Beißen. Ein *mediales* Ereignis unterscheidet sich von einem beliebigen Geschehen wie der Geburt eines unbedeutenden Kindes, der Erkrankung irgendeiner Frau oder dem Tod eines unbekanntem Mannes. Worin? Im „News-Wert“: einer Größe, die zwar stets variiert, aber nicht durch die Intention eines/r einzelnen willkürlich verändert werden kann. Das mediale Ereignis fungiert als Platzhalter, es vertritt in der Berichterstattung einen Erdteil (oder einen Lebensbereich, ein Thema, eine Rubrik etc.), in dem – nach imaginärem Durchforsten – nur dieses Ereignis für wissenschaftlich wertvoll befunden wurde.

Die zweite Frage, wer unsere fiktive Zeitung von Tausenden Seiten pro Tag lesen würde, können wir eigentlich auch auf die real existierenden Printmedien anwenden oder auf die Radio- bzw. Fernsehprogramme, ja sogar auf die Internet-Sites, die täglich wie Pilze aus dem elektronischen Boden schießen: Wer liest und hört sie oder sieht sie sich an, und warum?

Die mediale Öffentlichkeit

Die Antwort auf diese Frage ergibt sich zum Teil aus der ersten: So wie die Medien aus einer prinzipiell unendlichen Fülle von Ereignissen per Zugriff einige mediale Ereignisse herausbilden, machen sie aus mehreren Millionen Individuen eine *Einheit*: die mediale *Öffentlichkeit* – und dies täglich! Die Individuen, die zur amorphen Masse der Öffentlichkeit gezählt werden, sind eigentlich von unterschiedlichsten In-

teressen getragen, sie gehören diversen Gesellschaftsschichten an, haben verschiedene Bildungsinstitutionen mit jeweils unterschiedlichem Erfolg besucht, sie blicken einzeln auf eine jeweils besondere Lebensgeschichte zurück, gestalten ihre Freizeit alle auf unterschiedliche Weise – von ihren (in der Marktforschung bereits beachteten) Differenzen mit Blick auf Geschlecht, Alter, Beruf etc. ganz zu schweigen. Was verbindet diese Menschen miteinander? Ihr jeweils *persönliches* Interesse am Weltgeschehen? Wohl kaum, zumal alle Tageszeitungen dieselben Ereignisse in standardisierten, von Nachrichtenagenturen zugelieferten Sätzen wiedergeben; sie sind nicht auf persönliche Bedürfnisse zugeschnitten, sondern für eine Masse artikuliert. Was die Individuen zu einer medialen Öffentlichkeit macht, ist, daß sie die *Notwendigkeit* verspüren, Massenmedien zu konsumieren. Die Notwendigkeit, Teil der medialen Öffentlichkeit zu sein.

Wo liegt das Problem? Die Massenmedien wollen sich per definitionem nicht einer speziellen Gruppe, sondern der Gesamtgesellschaft zuwenden. Und die Individuen, die eine Gesellschaft bilden, brauchen solche schicht- und themenübergreifenden Medien, um über alles Gesellschaftsrelevante informiert zu werden. Ist dies nicht ein Grundbedürfnis in einer Demokratie? Ist es nicht die Grundlage der Demokratie selbst, Mehrheiten und Konsens zu schaffen, damit nicht einige Wenige bestimmen, wo es langgeht?

Just in diesem Demokratieverständnis liegt aber das Problem. Es ist ein mehrheitsorientiertes, daher stets minderheitenbildendes und -diskriminierendes Demokratieverständnis. Nicht nur die speziellen Interessen einzelner Personen (also etwas „Subjektives“) werden darin ausgeblendet. Auch bestimmte Abweichungen von der definierten Mehrheit (etwa im Bereich der sexuellen Orientierung, der körperlichen „Funktionstüchtigkeit“ oder der Primärsprache; also etwas „Objektives“) werden mit Vernachlässigung, Verschweigen, oft aber mit Diskriminierung bestraft.

Die Globalisierungsthese

Es ist kein so natürliches Phänomen, daß Medien die *Gesamtgesellschaft* als KonsumentInnen ansprechen. Historisch liegen die Anfänge der an die „Masse“ gerichteten Medien erst im 20. Jahrhundert.



Und was verleiht einem Ereignis seinen News-Wert? Sicher nicht seine „eigene Natur“. Was gestern noch die Fernsehnachrichten schmückte, gehört heute in die Rubrik „Seitenblicke“, wenn nicht schon in die Mülltonne der Mediengeschichte: Die Medien selbst sind es, die alles in ein mediales Ereignis oder in Restmüll verwandeln können.

Das bedeutet aber keineswegs, daß dabei purer Zufall oder reine Willkür herrschen. Die Medien sind selbst bestimmten gesellschaftlichen Zwängen unterworfen, so wie sie ihrerseits diese Zwänge zum Teil fabrizieren.

Ich glaube nicht, daß solche strukturell oder konjunkturell bedingten Zwänge ein für allemal festgelegt und analysiert werden können; dazu sind sie viel zu komplex und interaktiv. Vielmehr handelt es sich dabei um „Dispositive“, in denen eher *funktional* bestimmbare Strategien kulminieren. So kann von den Massenmedien behauptet werden, daß ihre derzeit wichtigste Funktion die Bestätigung der *Globalisierungsthese* darstellt.

Die Globalisierungsthese besagt, daß das Schicksal eines beliebigen Ortes auf der Erde und seiner Bevölkerung mit dem Schicksal eines anderen beliebigen Ortes und dessen Bevölkerung eng verbunden ist. Der springende Punkt ist dabei: Die *Beliebigkeit* im globalen Verhältnis wird dermaßen überbetont, daß sämtliche Kausalverhältnisse ausgeblendet werden. Damit auch die Form der Verhältnisse, die von Ungleichheit über Ausbeutung bis hin zur Hegemonie reichen können. Die Globalisierungsthese dient der Verschleierung dieser Form. Der sprichwörtliche Flügel-schlag des Schmetterlings über den Ozean ist es, der einen Sturm in Asien auslösen kann und worauf es der Globalisierungsthese ankommt – eine beliebige Verbindung.

In einem zweiten Schritt suggeriert diese These, daß es zwar Unterschiede zwischen Ländern, Regionen und Kulturen geben kann und soll. Sie sind die schmackhaften Gewürze in der Suppe. Aber die Suppe ist es, was uns alle verbindet: Die Suppe, die wir alle – da wir alle Menschen sind – täglich auslöffeln. Wir sind über alle berechtigten Differenzen hinweg ein großer Stamm, der das globale Dorf bewohnt. Was wollte uns sonst die Millenniums-Mammut-Show im Fernsehen beteuern: „Alle feiern das neue Jahrtausend – Heiden, Moslems, Juden, Buddhisten und Christen, obwohl es auf christlicher Zeitrechnung beruht“? Erzählt uns etwa das Internet bei jeder Einfahrt zur „Daten-Highway“ nicht diese Geschichte: „Wir sind eine große Familie mit vielen bunten Hausfassaden“?

In einem gewissen Sinne verlagert die Globalisierungsthese den altbekannten Nation-Mythos auf einen größeren Maßstab. Auch die Nation muß oft auf die Analogie der Familie rekurrieren, um eine Gemeinsamkeit zwischen Individuen mit entgegengesetzten Interessen zu imaginieren. Mit dem Unterschied: Die KritikerInnen der nationalen Grenzen konnten sich auf den Internationalismus, die Interkulturalität oder auf den Kosmopolitismus berufen. Was aber sollen GegnerInnen der Globalisierungsthese ins Zentrum ihrer Kritik setzen? Vielleicht in diesem Sinne sitzen wir tatsächlich in einer „Globalisierungsfalle“.

Die Familiensagen

Dieser Zustand macht es für Medienkritik und für kritische Medien erforderlich, nicht mehr auf die Enge der Familie hinzuweisen (wie es im Falle des Nationalismus zumindest theoretisch wirksam war/ist), sondern darauf, daß es *keine* globale Familie gibt. Es gibt Ausgestoßene, Ungleichbe-

handelte, Fremde, es gibt Kämpfe, Mißhandlungen und Machtverhältnisse. Und wenn wir unbedingt von einer Familie reden müssen, dann sollten wir dabei weniger an die traute Kernfamilie des Hollywood der fünfziger Jahre denken, sondern vielmehr an spätere TV-Familien-serien à la „Dallas“ oder „Dynasty“. Das Gute an diesen Seifenfamiliensagen war, daß sie aus ihrer eigenen Logik heraus auch das Gegenteil dessen darstellen mußten, was sie der Welt vorgaukeln wollten. Denn Schönheit, Reichtum und Güte können nicht mehr überboten werden, wenn sie einen gewissen „Pegel“ erreicht haben. So mußten das Häßliche, die Armut und das Böse bereits im dramaturgischen Konzept herhalten, um die Schönengutenreichen in aller Pracht darstellen zu können. Das Produkt war eine Schlacht, die mit all ihrer Niedertracht Woche für Woche vor unseren Augen tobte; ohne Rücksicht auf Verluste. Thomas Hobbes hätte seine Jeder-gegen-jeden-Gesellschaft wahrscheinlich in solchen Familiensagen veranschaulicht, hätte er das Fernsehen zur Hand gehabt.

Es geht darum, Orte in der Medienlandschaft zu schaffen, die allein durch ihre *Existenz* auf bestehende Unterschiede verweisen, auf die Zwischentöne – auf Minderheiten. An diesen Orten sollen Medien entstehen, die ein anderes Verständnis davon entwickeln und präsentieren können, was alles ein Ereignis sein kann und wie vielschichtig die mediale Öffentlichkeit zusammengesetzt ist.

Dies ist eine schwere, aber keine heroische Aufgabe; bereits seit den Anfängen der Massenmedien sind solche besonderen Orte Realität: in Form von Fachzeitschriften, von Special-issue- und Special-interest-Medien. Es gilt, diese besonderen Orte zu „kultivieren“ und in gleichberechtigte mediale Lebensräume umzuwandeln.

RADIO STIMME: VON UND FÜR MINDERHEITEN? VON GERD VALCHARS

Mit Radio Stimme ist die Initiative Minderheiten nun schon seit gut eineinhalb Jahren auch in der österreichischen Radiolandschaft vertreten. Alle zwei Wochen wird auf dem freien, nicht-kommerziellen Wiener Radiosender Orange 94,0 und seit einiger Zeit auch auf dem ebenso freien und nicht-kommerziellen Kärntner Sender AGORA rund um das Thema Minderheiten berichtet.

Radio Stimme versteht sich keineswegs als Minderheitensendung, als eine Sendung, die für bestimmte minoritäre Gruppen in der Gesellschaft, und ebenso wenig als eine Sendung, die von Minderheiten gemacht wird. Ganz im Gegenteil: Ange-

Radio Stimme versteht sich als Korrektiv verzerrter oder mangelhafter Berichterstattung in den Mainstreammedien. Andererseits übernimmt die Sendung aber auch eine Komplementärfunktion, um der realen Existenz bestimmter Gruppen mediale Existenz hinzuzufügen.

sprochen durch Radio Stimme soll jede/r werden, der/die einen der beiden Sender (Orange 94,0 oder AGORA) empfangen kann, also die sogenannte Mehrheit in der Gesellschaft – jene, um die es in den jeweiligen Beiträgen *nicht* geht. Und gemacht wird die Sendung von Menschen, die vieles sind, vielleicht auch der einen

Hin und wieder werden auch Klischees und Vorurteile gegenüber Minderheiten humorvoll dargestellt und Konflikte zwischen Minderheiten und Mehrheiten persifliert, um auf humorvolle und lustige Art Bewußtsein zu schaffen.

oder der anderen Minderheitengruppe angehören, was aber völlig unerheblich für die Mitarbeit an der Sendung ist.

Somit hebt sich *Radio Stimme* von klassischen Minderheitenmedien stark ab; was sie verbindet, ist die Berichterstattung über Minderheitenthemen. Da *Radio Stimme* ein ebenso breiter Minderheiten-

begriff zugrunde liegt wie der *Initiative Minderheiten*, der ethnische, religiöse und soziale Minderheiten gleichermaßen inkludiert, versuchen wir, unsere Sendungsbeiträge dementsprechend bunt zu gestalten.

Vertiefung in die Thematik

Ziel der Sendung ist es, einen Beitrag für ein minderheitenfreundliches Klima in der Gesellschaft zu leisten, und da der Mangel an Information sicherlich einer der Hauptgründe für Ängste und ablehnendes Verhalten gegenüber anderen ist, wollen wir in unseren Sendungen in erster Linie Information vermitteln. Das Ziel ist, auf die Existenz unterschiedlicher Minderheitengruppen aufmerksam zu machen; deren Vielfalt und Unterschiedlichkeit in verschiedenen Formen der medialen Gestaltung darzustellen; auftretende Probleme zu thematisieren und konkrete Lösungsvorschläge zu präsentieren.

Aufgrund der nicht-kommerziellen Ausrichtung der Sender kann bei der Gestaltung der Beiträge völlig frei von Markt- und Quotenzwängen agiert werden. Und so wird auch versucht, eine andere Herangehensweise zu wählen, als dies in herkömmlichen Mainstreammedien der Fall ist. Durch eine möglichst intensive Auseinandersetzung mit der zu behandelnden Thematik im Vorfeld soll es gelingen, eine Sichtweise vom „Innen“ der Dinge zu transportieren, wobei natürlich Wert darauf gelegt wird, daß Betroffene als Experten in eigener Sache zu Wort kommen.

So kann ein zwangsläufiger Mangel an Professionalität – alle MitarbeiterInnen arbeiten ehrenamtlich in ihrer Freizeit an den Sendungen mit und besitzen keine journalistische Ausbildung – durch eine sendezeitaufwendige Vertiefung in die Thematik ausgeglichen werden. Einerseits

versteht sich *Radio Stimme* als Korrektiv verzerrter oder mangelhafter Berichterstattungen in den Mainstreammedien. Andererseits übernimmt die Sendung aber auch eine Komplementärfunktion, indem Themen und Probleme aufgegriffen und Personen und Personengruppen, die ansonsten unberücksichtigt bleiben würden, zu Wort gebeten werden, um realer Existenz mediale Existenz hinzuzufügen.

Humor statt „Problem“

Wichtig bei der Konzeption der Radiosendung aber ist vor allem, darauf zu achten, daß Minderheitenthemen nicht automatisch mit Problemen in Verbindung gebracht werden. So bilden beispielsweise Berichte und Ankündigungen von kulturellen Veranstaltungen, seien es Lesungen oder CD-Präsentationen, Bälle oder Festivals, einen wichtigen Bestandteil der Sendungen, denn an ihnen läßt sich am besten die „Buntheit“ der verschiedensten Minderheiten darstellen und erkennen. Hin und wieder werden auch Klischees und Vorurteile gegenüber Minderheiten humorvoll dargestellt und Konflikte zwischen Minderheiten und Mehrheiten persifliert, um auf humorvolle und lustige Art Bewußtsein zu schaffen. Somit kann auch der „zwanglosere“ Umgang mit Minderheiten als ein Ziel der Sendung angesehen werden.

Radio ist schon ein relativ altes Medium. Freies, nicht-kommerzielles Radio hingegen ist in Österreich eines der jüngsten Medien. Doch es zeigt sich jetzt schon, daß die bereits etablierten Freien Sender zu fixen Bestandteilen der Medienlandschaft geworden sind und somit eine ständige Möglichkeit für Minderheiten besteht, über diese zu kommunizieren – aber auch für die Mehrheit, über die Minderheiten etwas zu erfahren.

Thema-Fotos: Mehmet Emir

An Robert Gratzner, Schriftsteller LIEBER ROBERT,

Du hast mit Deinem Brief aus Istanbul in mir auch ein paar wehmütige Saiten berührt. Ich sehe alles so deutlich vor mir, habe aber ein wenig Angst, diese bewegten, frohen Bilder mit der Wirklichkeit zu konfrontieren, denn alles fließt, selbst der Bosphorus, Du hast ihn ja vor Dir groß ausgebreitet – wir auch, aber klein, denn das Bachtal, das an unserem Haus vorbeifließt, nennen wir liebevoll „Bospi“, obwohl er Grünbach, also auch nicht so übel heißt.

Eine Annäherung an Istanbul, den Ort meiner Träume seit Karl Mays „Von Bagdad nach Stambul“, gelang mir vor kurzem: Ich fuhr als Mitglied einer Delegation des Vereins Innsbruck-Sarajevo (AKIS), einer Gründung der *Initiative Minderheiten*, nach Sarajevo. Wir waren zum 50-Jahre-Jubiläum des akademischen Kulturvereins der Universität Sarajevo eingeladen. Ich sollte mit einigen Kollegen eine Ausstellung machen, die Rockgruppe Eisdeddfod aus Innsbruck hatte einen Konzerttermin und die Volkstanzgruppe Ampass zwei Auftritte.

Walter Mlinar, der unermüdliche Organisator des Unternehmens, holte mich am Flugplatz ab. Die Flugplatzgebäude, einfach, funktionell, der Asphalt der Landebahn ohne Spuren von dem, was hier vor wenigen Jahren alles geschehen ist. Doch dann, auf dem Weg in die Stadt, waren die Spuren eines besonders schmutzigen Krieges nicht mehr zu übersehen, das zusammengeschossene Pressegebäude – das freie Wort ist gefährlich, gefährdet –, in nicht viel besserem Zustand das Parlamentshochhaus mit Beschuß- und Brandspuren, natürlich alle Scheiben zerschossen. Zusammengeschossene Häuser entlang des Weges, besonders verräterisch für die Art des Krieges die Spuren von Schüssen auf

Wohnhäuser, neben den Küchen-, Schlaf- und Wohnzimmerfenstern geballte Einschläge. Selbstverständlich waren damals alle Scheiben in der Stadt zerschossen, erzählte mir Archie, der dann meine Führung übernommen hatte. Natürlich zeigte er mir die schönen und nach dem Krieg mit internationaler Hilfe wiederhergestellten Viertel, eine Prachtstraße, die an die österreichische Zeit Sarajevos erinnert, Gründerzeit und Jugendstil; doch dann wurde es für mich „heimlich“, Annäherungsversuch an Istanbul: das türkische Viertel mit seinen schönen alten Moscheen, Minaretten, alten Friedhöfen, den marmorweißen Turbangrabsteinen, dem Basar und Ladenviertel.

Erst jetzt las ich Peter Handkes Skandalbuch *Eine winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina oder Gerechtigkeit für Serbien*. Als man nach dem Erscheinen so einhellig über ihn herfiel, stellte sich bei mir automatisch stille Solidarität ein; jetzt wollte ich es aber genau wissen. Worum geht es dem Autor? Handke beschreibt mit Sympathie die Landschaft, erzählt Begebenheiten und stellt dann die Frage, ob man den Medien glauben dürfe, die mit Horrormeldungen alle Serben zu Massenmördern stempeln. Jede Verallgemeinerung ist ja nicht nur gemein, sondern auch dumm, ein grober Rechenfehler. Ich würde Handkes Buch nur gern im Titel umbenennen: *Gerechtigkeit für Serben* (nicht Serbien); auch in Sarajevo waren Serben, die Opfer serbischer Tschetniks wurden.

Bei einer Grammatikübung, noch in Istanbul zu jener Zeit, bildete Levent, ein netter, höflicher Schüler folgenden Satz: „Wenn ich in den Ferien in Sarajevo gewesen wäre, hätte ich alle Serben erschossen!“ Ich war so geschockt, daß ich nur irgend etwas von unschuldigen Kin-

dern, Frauen, Alten daherstotterte. „Ja, wissen Sie nicht, Herr Lehrer“, sagte darauf Gökhan, „daß Serben einer bosnischen Mutter ihr Baby wegnahmen, es vor ihren Augen durch den Fleischwolf drehten, Wurst aus dem Kind machten und dann die Mutter zwangen, ihr Kind zu essen!“ Die Buben waren 12-13 Jahre alt – woher kommen solche „Informationen“, und woher kommt die Gewaltbereitschaft der Jugendlichen, über die sich immer mehr Erwachsene besorgt äußern?

Zum Schluß noch etwas aus der Heimat, ich möchte aber nicht auch selbst in den Fehler der Verallgemeinerung verfallen. Es gibt viele wohlmeinende Menschen in unserem Land, von den anderen spöttisch „Gutmenschen“ genannt, aber der Rassismus ist hier zumindest lauter und schamloser geworden. Ich bekam kürzlich ein derart gehässiges, aggressives, ausländerfeindliches Pamphlet in die Hand, „Christliche Tiroler“ unterzeichnet, daß ich fast kotzen mußte. Darin wird gefordert, daß alle Moslems das katholische (!) Tirol sofort zu verlassen hätten, denn sonst würden Vielweiberei, Verschleierung, Geschlechtertrennung, Händeabhacken für Obstdiebstahl, Beschneidung, Schächtung, Auspeitschung, Todesurteil für Blasphemie und Verdrängung-, Bedroht-, Beraubt-, Ermordetwerden überhand nehmen ... Aber stell Dir vor, ich bekam diesen Wisch von einem Kollegen, Religionslehrer, der mit seinen Schülern darüber diskutieren wollte; sie stellten sich anscheinend in erschreckender Zahl hinter die Forderungen der „Christlichen Tiroler“!

Grüß mir die Freunde und den Bosphorus, die Kirche bei der Mette, ja auch die Schüler.

Dein Gerald Kurdoğlu Nitsche




WIE HERR GROLL ES SCHAFFTE, EINEM MORD ZU ENTKOMMEN VON ERWIN RIESS

In der Cafeteria einer neueröffneten Buchhandlung in einem Floridsdorfer Einkaufszentrum hatte Groll es sich bei einer Schale Mokka bequem gemacht. Hin und wieder nippte er vom Kaffee, wandte dabei aber den Blick nicht von einem aufgeschlagenen Buch, das auf seinen Oberschenkeln ruhte. Seine Ruhe wurde abrupt gestört, als ein hagerer Mann mit Adolphe-Menjou-Bärtchen ihn ansprach: „Was machen Sie denn in einer Buchhandlung?“

Groll brauchte den Kopf nicht zu heben. Er erkannte seinen Freund, den Dozenten, an der Stimme. Der Dozent trat unaufgefordert näher.

„Ich lese.“

„Das sehe ich. Ein Buch von hier?“

„Sehen Sie hier Bücher? Ich sehe nur Esoterikratgeber und Reiseführer. Erlebnistrekking in Tibet. Nichts für mich.“

„Wegen des Rollstuhls, ich verstehe.“

„Unsinn. Wegen der Flüsse! Kein Himalayafluß ist schiffbar. Vom nautischen Standpunkt aus gehört das Gebirge abgetragen.“

„Sie haben das Buch also von zuhause mitgebracht. Obwohl ich sehr neugierig bin, werde Sie nicht fragen, um was für ein Buch es sich handelt.“

„Das ist weise von Ihnen.“

„Ich würde aber gern wissen, warum Sie sich hierher zurückziehen, um zu lesen?“

„Weil ich mich hier vor der APCOA sicher fühle.“

„Das müssen Sie mir erklären. Ich darf mich doch setzen?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm der Dozent neben Groll Platz, lehnte sich vor und flüsterte. „Was hat es mit dieser Organisation auf sich? Der Name deutet auf organisierte Kriminalität hin.“

Groll legte das Buch zur Seite, achtete dabei aber darauf, daß der Dozent den Titel nicht sehen konnte.

„Schlimmer noch. Es handelt sich um ein Unternehmen, das der Gemeinde Wien gehört. Es betreibt Parkgaragen.“

„Erzählen Sie!“

„Sie kennen das neue Kinocenter neben der UNO-City?“

„Ich habe davon gehört.“ Der Dozent bestellte ein Glas Orangensaft.

„Ich war neulich dort, aber nicht, weil ich mir einen Film ansehen wollte, sondern aus Neugier. Ich wollte wissen, wie diese Gebäude innen aussehen, sie erinnern mich nämlich an Autotransportschiffe, die Schuhschachteln gleich, die Ozeane durchmessen. Ich fuhr also in die Parkgarage, mußte aber feststellen, daß die Behindertenparkplätze noch in Bau waren. Nachdem ich lange Zeit in dem Labyrinth gekreist war, weil ich die Orientierung verloren hatte, beschloß ich den Wegweiser nicht mehr zu trauen und auf eigene Faust einen Ausgang zu suchen. Das klappte dann auch, und nach einer weiteren halben Stunde stand ich wieder vor dem Portier. Er riet mir, ich solle vor dem Gebäude auf einem Platz parken, dort würde ich niemanden behindern.“

„Sie haben den Rat in den Wind geschlagen?“ Der Dozent nickte der Kellnerin zu, die den Saft vor ihm abstellte.

„Ich habe ihn befolgt. Ein folgenschwerer Fehler.“ Groll nippte vom Mokka. „Ich stellte also den Wagen ab, vergewisserte mich, daß mein Behindertenausweis in der Windschutzscheibe lag, und machte mich Richtung Kinocenter auf. Bald stand ich vor einer schwindelerregend hohen Treppe. Es fand sich kein Hinweis auf einen Behinderteneingang oder einen Lift. Trotz des naßkalten Wetters fuhr ich das Gebäude entlang, bis ich auf einen barrierefreien Hintereingang stieß. Ich rollte durch das Foyer und studierte die Innenarchitektur, die an einen Hühnerschlachthof erinnerte, der von einem Lampendiskonter ausgestattet worden war. Immerhin fand ich ein italienisches Buffet, wo ich mich an einem Glas Chianti labte. Danach rundete ich meinen Eindruck vom Kinotempel ab, indem ich eine Behindertentoilette suchte. Diese sei noch nicht fertig, erklärte ein Sicherheitsbeamter in herablassendem Ton. So verließ ich die Kinofabrik in der Überzeugung, daß ich einem der menschenfeindlichsten Orte im an menschenfeindlichen Orten nicht armen Wien entronnen war.“

„Immerhin, auch das ist eine Erfahrung“, sagte der Dozent.

„Ich hätte mich damit auch gern beschieden“, erwiderte Groll. „Aber es sollte anders kommen. Zurück beim Wagen sehe ich, daß der Vorderreifen von einer Radklammer blockiert ist. Ich erkundigte mich bei Passanten nach der nächsten

Polizeiwachstube und begeben mich dort hin. Sicher hat ein übereifriger Beamter den Behindertenausweis übersehen, dachte ich mir, in zehn Minuten wird die Sache mit ein paar Entschuldigungen abgetan sein, und ich kann endlich nach Hause fahren und meine Blase entleeren.“

„Es kam anders.“ Der Dozent nahm einen großen Schluck vom Saft.

Groll nickte. „Der diensthabende Polizist klärte mich darüber auf, daß die Firma APCOA die Aufsicht über das Freigelände ausübe und auf eigene Faust Radklammern und Strafen einhebe. Die Polizei habe nichts damit zu tun, folglich könne er auch die Radklammer nicht entfernen. Auf meinen Einwand, daß die Straßenverkehrsordnung das Parken behinderter Autofahrer im Parkverbot und das Anhalten im Halteverbot erlaube und dies auch hier gelten müsse, da niemand das Recht habe, die StVO eigenmächtig außer Kraft zu setzen, zuckte er nur die Achseln. Und auf meine Frage, ob es rechtens sei, einen Behinderten-PKW mit einer Radklammer zu blockieren, ohne einen Zettel zu hinterlassen, der darüber Aufklärung gibt, wie man die Klammer wieder los wird, schloß er das Sprechfenster.“

Mittlerweile war es dunkel geworden, und es hatte zu regnen begonnen. Meine Blase bedurfte dringend einer Entleerung, aber der Wagen blieb blockiert. In meiner Ratlosigkeit kreiste ich zwischen Reichsbrücke und U-Bahn-Aufgang, bis mich ein Spaziergänger ansprach, der mir, als ich ihm meine Notlage erklärt hatte, einen Tip gab. Auf der Autobahnplatte, in rund zwei Kilometer Entfernung, befand sich an der Einfahrt eines Abstellplatzes ein Container der Firma APCOA. Vor einer halben Stunde habe darin noch Licht gebrannt, ich solle dort hinfahren, vielleicht könne man mir weiterhelfen.“

„Sie machten sich also auf den Weg.“ Der Dozent hatte sein Notizbuch gezeugt und schrieb.

„Frierend, langsam naß werdend und mit brennender Blase irrte ich in der regendunklen Nacht über den Stolz des Wiener Hauchbaus, die Platte. Als ich schon jede Hoffnung fahren gelassen hatte und mit dem Gedanken spielte, mit dem Rollstuhl einfach auf die Autobahn aufzufahren und einen PKW anzuhalten, sah ich in der Ferne ein schwaches Licht. Ich fuhr näher.“

„Sie hatten den Container gefunden?“

Groll nickte ernst.

„Gottseidank!“

„Das dachte ich zuerst auch. Aber als ich den Parkwächter aus seinem geheizten Häuschen herausgetrommelt hatte und ihn mit verhaltenem Zorn ersucht hatte, schleunigst für die Entfernung der Radklammern zu sorgen, schüttelte er den Kopf.“

„Nein!“

„Er verlangte 1.200.- Schilling in bar. Auf der Stelle.“

„Sie übertreiben!“

„Ich fragte ihn, ob er verrückt sei. Erinnerte ihn an die StVO, die behinderte Kraftfahrer in Parkplatzangelegenheiten schützt, und hielt ihm vor, daß das nachrichtenlose Blockieren eines Behindertenfahrzeuges in dieser Jahreszeit einem Mordanschlag gleichkomme.“

„Daraufhin muß er doch reagiert haben!“ rief der Dozent.

„Ja“, sagte Groll. „Er fing an zu jammern. Er dürfe die Klammer nicht entfernen, er müsse zuerst das Geld kassieren, ich solle ihm keinen Vorwurf

machen, er könne nichts dafür, er fürchte um seinen Job, ich möge doch ein Einsehen haben.“

„Was für ein mutiger Mann.“ Der Dozent, der nach dem Glas gegriffen hatte, stellte es wieder ab, ohne getrunken zu haben.

„Ich verlangte, seinen Vorgesetzten zu sprechen“, fuhr Groll fort. „Er weigerte sich; schließlich kehrte er aber doch in seinen Container zurück und rief den Chef, einen Herrn H., an.“

„Eine kluge Idee“, sagte der Dozent anerkennend. „In wichtigen Angelegenheiten darf man sich nicht mit Subalternen herumschlagen, sondern muß die Vorgesetzten einschalten. Und schon lösen sich die größten Probleme mit einem Schlag.“

„Irrtum“, sagte Groll. „Herr H. weigerte sich, ein Zugeständnis zu machen. Ja, er weigerte sich sogar, mich anzuhören.“

Der Dozent schrieb in sein Notizbuch. „Ich wage nicht zu fragen, wie die Sache ausgegangen ist.“

„Die APCOA hat gewonnen, auf der ganzen Linie. Glücklicherweise hatte ich genug Bargeld mit mir. Ich bezahlte die

Strafe und kämpfte mich gegen Regen und Wind zum Wagen zurück. Als ich endlich dort ankam, waren die Radklammern weg.“

„Da können Sie aber von Glück reden, daß die Sache noch so glimpflich abgegangen ist“, sagte der Dozent.

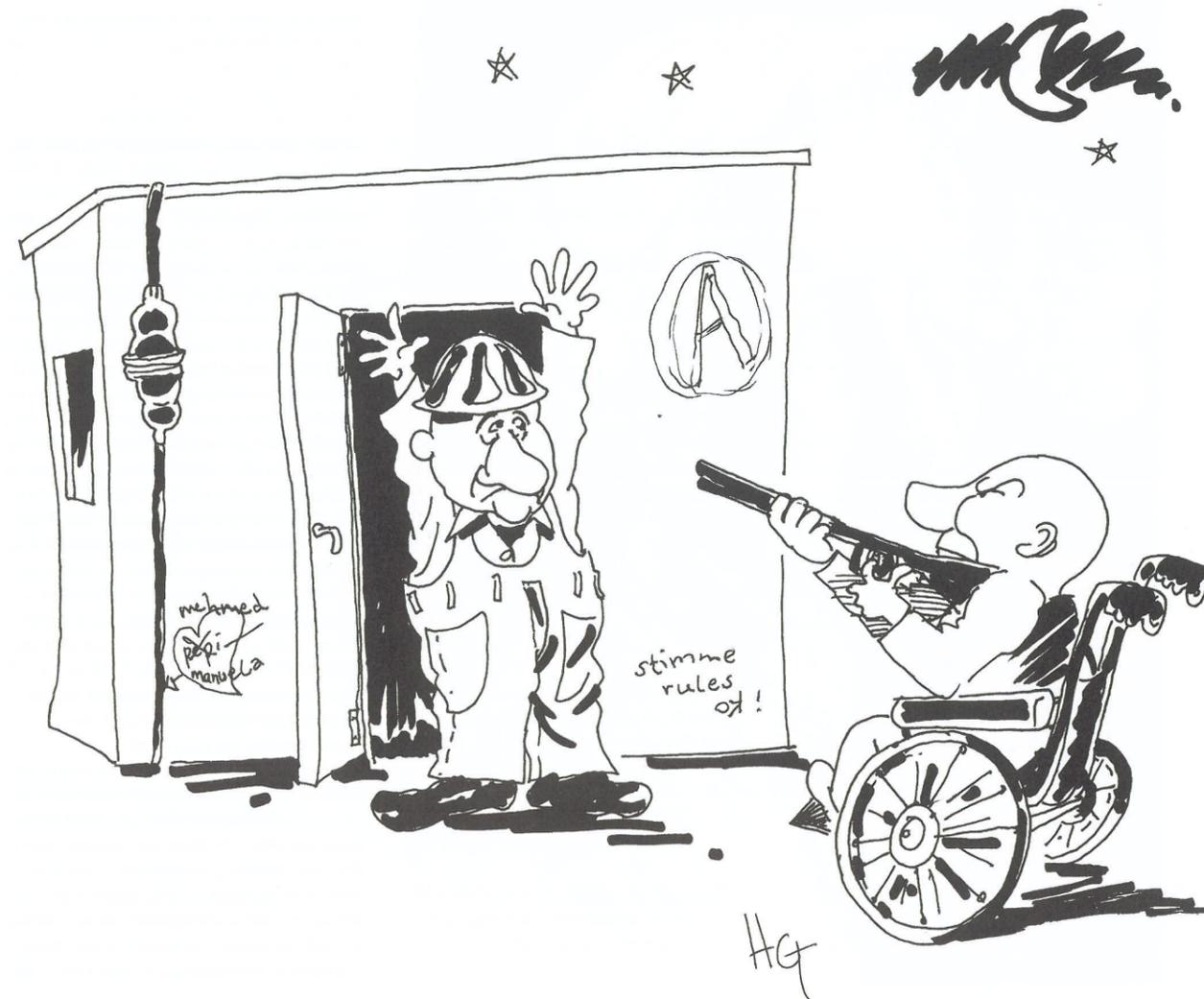
„Ja“, bekräftigte Groll. „Der Harnwegsinfekt, den ich mir in jener Nacht zuzog, war schon drei Wochen später ausgeheilt, ich hatte fünf Kilo verloren und war bis zum Hals mit Antibiotika vollgepumpt. Dennoch haben Sie recht: Ich hatte Glück.“

„Inwiefern?“ Verwundert sah der Dozent vom Notizblock auf.

„Hätte sich das Ganze in den USA abgespielt, wo jedermann, auch viele Behinderte, eine Waffe mit sich tragen, dann säße ich jetzt als Mörder im Gefängnis.“

„Wie gut, daß wir in Österreich leben“, sagte der Dozent und klappte das Notizbuch zu.

„Ja“, sagte Groll. „Sie wissen gar nicht, wie froh ich darüber bin.“ Er winkte der Kellnerin und bestellte einen weiteren Espresso.



FREIE RADIOS: TOTGESAGTE LEBEN LÄNGER VON GERD VALCHARS

Lange genug hat es gedauert, aber mittlerweile ist auch im heimischen Äther schon seit mehr als einem Jahr privates Radio vertreten. Damit wurde aber österreichweit nicht nur die Anzahl an Formatradios vielfacht und Ö3 regionale und lokale Konkurrenz am Werbemarkt beschert, sondern auch eine neue Form medialer Öffentlichkeit im Land eingeführt. Den Unzulänglichkeiten des Regionalradiogesetzes zum Trotz wurden neben rund 40 kommerziellen Privatradiosendern auch acht freie, nicht-kommerzielle Sender mit Voll- oder Teillizenzen von der im Bundeskanzleramt ansässigen Rundfunkbehörde bedacht.

Freie, nicht-kommerzielle Radios bilden neben öffentlich-rechtlichen und kommerziellen privaten Sendern das dritte Standbein im Mediensektor und erweitern diesen zum dritten System. Durch ihre finanzielle Ungebundenheit und ihre Werbefreiheit können sie jenseits von Markt- und Quotenzwängen agieren und als Komplementärmedium Defizite in der Struktur herkömmlicher Medien aufgreifen und kompensieren.

Freie Radios: Plattform für Minderheiten
Medien dienen dem Prozeß der demokratischen Meinungs- und Willensbildung. Sie sollen die Funktion einer öffentlichen Plattform übernehmen, auf der sich die unterschiedlichen Interessensgruppen begegnen und nach dem theoretischen Konzept des Pluralismus Artikulationsmöglichkeiten bekommen. Daraus folgt, daß ein Mediensystem umso

stärker differenziert sein muß, je stärker sich die Gesellschaft differenziert, um alle zu erreichen und möglichst vielen eine mediale Plattform zu bieten.

Öffentlich-rechtliche Anstalten können diesen Ansprüchen trotz Programmauftrags oft nur sehr bedingt gerecht werden; private kommerzielle Sender unterliegen den Regeln des Marktes und richten ihr Programm daher am Publikumsgeschmack der Mehrheit aus.

Eines der wesentlichen Merkmale nicht-kommerzieller Sender hingegen ist die Offenheit, der „Public Access“. Freie Radios geben allen Personen und Gruppen innerhalb des gesetzlichen Rahmens die Möglichkeit zur unzensurierten Meinungsäußerung und Informationsvermittlung. Vorrang haben dabei die in den herkömmlichen Medien zumeist unterrepräsentierten Gruppen wie ethnische, soziale und religiöse Minderheiten. Der Sender, der meist vereinsrechtlich organisiert und in Besitz der Sendelizenz ist, stellt somit einzelnen Personen, Gruppen oder Organisationen einmalig oder regelmäßig Sendeplatz und Frequenz unentgeltlich zur Verfügung und bietet technische Geräte und Know-how bei Bedarf an, überläßt aber die Gestaltung und damit auch die redaktionelle Verantwortung vollständig den SendungsmacherInnen. So wird es auch für wirtschaftlich weniger potente Menschen und Menschengruppen möglich, ihre Anliegen einer breiteren Öffentlichkeit mitzuteilen und über Probleme, Weltanschauungen und Sichtweisen selbst zu berichten oder auch nur auf ihre Existenz aufmerksam zu machen. Ohne daß dabei auf HörerInnenquoten geachtet werden muß, können auch Themen behandelt werden, die vielleicht nur wenige interessieren, deshalb aber nicht minder wichtig sind.

So stellen freie, nicht-kommerzielle Radios auch eine ideale Möglichkeit dar, minderheitensprachliches Programm auszustrahlen. Neben den beiden nicht-kommerziellen „Volksgruppensendern“ AGORA in Kärnten und MORA im Burgenland, die vorwiegend die regionale slowenische bzw. kroatische Minderheit bedienen, herrscht auch bei den urba-

nen Freien Radios (wie zum Beispiel in Wien bei Orange 94,0) ein hoher Anteil nicht-deutschsprachiger Sendungen.

Der rechtsfreie Raum

Obwohl Freie Radios also zweifellos eine wichtige Funktion in der Gesellschaft und im Mediensystem zugesprochen werden kann, schweben sie noch im rechtsfreien Raum. Im Regionalradiogesetz, das die Lizenzvergabe für Radiofrequenzen regelt, werden Freie Radios mit keinem Wort erwähnt. Das Gesetz geht von einem dualen Rundfunksystem, bestehend aus öffentlich-rechtlichen und kommerziellen privaten Sendern, aus. Nicht-kommerzielle Sendeanstalten sind nach dem Gesetz zwar nicht verboten, erfahren aber auch keinerlei besondere Berücksichtigung, was aufgrund ihrer speziellen Aufgabe für die Gesellschaft durchaus berechtigt wäre und in vielen anderen Staaten durchaus den Regelfall darstellt.

Die kleinen Trägervereine Freier Radios müssen somit oftmals mit finanzstarken kommerziellen, teilweise ausländischen Anbietern um dieselben Frequenzen konkurrieren. Ebenso wenig ist die Finanzierung rechtlich abgesichert. Derzeit stammt das Geld für Freie Radios hauptsächlich aus Eigenaktivitäten (z. B. im Schulungsbereich), Förderun-

gen durch die öffentliche Hand und von freiwilligen Mitgliedsbeiträgen, den sogenannten Radioabos. Rechtsanspruch auf diese öffentlichen Förderungen besteht natürlich nicht; es muß jährlich neu angesucht werden, und die Bewilligung sowie die Höhe sind von den politischen Mehrheitsverhältnissen abhängig.

So stellt die Finanzierung auch einen der wichtigsten Punkte dar, die der Verband Freier Radios Österreich in nächster Zeit rechtlich geklärt haben möchte. Anleihen möchte man dabei an bereits bestehenden ausländischen Finanzierungsinstrumenten nehmen, wie dem Schweizer Gebührensplitting, wo Teile der Rundfunkgebühren auch für den Betrieb der Freien Radios aufgewendet werden. Oder dem Fondsmodell, wie es derzeit in Frankreich praktiziert wird, wo jene Sender, die Werbeeinnahmen haben, einen bestimmten Prozentsatz dieser in einen Fonds einzahlen, aus dem die nicht-kommerziellen Radios finanziert werden.

Politik ist ein dynamischer Prozeß – wenn auch im Falle der österreichischen Medienpolitik ein sehr langsamer und langatmiger. Und aufgrund der Tatsache, daß es den acht lizenzierten Sendern trotz aller Mängel des Regionalradiogesetzes gelungen ist, sich als ein gefestigter Faktor in der österreichi-

schen Medienlandschaft und somit in der österreichischen Gesellschaft zu etablieren – obwohl einige das Ende Freier Radios vorhergesagt haben, zu einem Zeitpunkt, als sie nicht einmal noch gestartet waren –, besteht Hoff-

Freie Radios geben allen Personen und Gruppen innerhalb des gesetzlichen Rahmens die Möglichkeit zur unzensurierten Meinungsäußerung und Informationsvermittlung.

nung, daß ihnen auch irgendwann von seiten der Regierung der Stellenwert zugesprochen wird, den sie faktisch schon eingenommen haben. Auch der Umstand, daß nicht-kommerzielle Sender im Zuge der Rundfunkliberalisierung mit weitaus geringeren Problemen zu kämpfen hatten, als so manches ihrer kommerziellen Pendanten, sollte dazu beitragen.

Diese Nachlese basiert auf der „Radio Stimme“-Sendung vom 9. November 1999 (gesendet auf Orange 94,0).

Dr. Sepp Brugger ist für den Grünen Klub Mitglied der Rundfunkbehörde im Bundeskanzleramt.

Radio Stimme: Welche Funktionen haben Freie Radios in der Medienlandschaft?

Sepp Brugger: Freie Radios bilden in der Radiolandschaft und in der Gesellschaft einen wichtigen Ausgleich. Sie haben eine wesentliche Funktion, weil die privaten kommerziellen Sender ihr Programm primär darauf ausrichten, eine hohe Einschaltquote zu erreichen. Die sind von den Werbekunden abhängig, während freie, nicht-kommerzielle Sender nach ihrem Selbstverständnis darauf ausgerichtet sind, gesellschaftlichen, sozialen und ethnischen Minderheiten eine Stimme zu geben, d. h. diesen Personen und Gruppen die Möglichkeit zu geben, sich zu artikulieren, sich selbst und ihre Probleme darzustellen und, im Falle von ethnischen Minderheiten, in ihrer Muttersprache zu kommunizieren.

Was können freie, nicht-kommerzielle Radiosender, was öffentlich-rechtliche Sender nicht können?

Freie Radios können viel spezieller auf die gesellschaftlichen, sozialen, kulturellen oder ethnischen Randgruppen eingehen, weil das öffentlich-rechtliche Radio in seinen vier Programmen nicht nur die Minderheiten, sondern die Gesamt-

bevölkerung berücksichtigen muß. Da kommen Minderheiten immer zu kurz. Sie müssen praktisch zu kurz kommen, weil in einem 24-Stunden-Programm nicht so viel Platz ist, daß alle Minderheiten entsprechend versorgt werden.

Ich bin aber überzeugt, daß der ORF wesentlich mehr für Minderheiten und für gesellschaftliche Randgruppen machen kann und muß. Wenn der ORF mit Blue Danube Radio eine eigene Kette zur Verfügung hat, in der er verpflichtet ist, fremdsprachiges Programm auszustrahlen, sollte er die Gelegenheit im Zuge der Umstrukturierung nutzen, um hier wirklich einen Multi-Kulti-Sender zu bringen, mit Sendungen in der Sprache der in Österreich lebenden verschiedenen sprachlichen Minderheiten. Und zwar nicht nur für die eingesessenen, sprich: die Kroaten, Slowenen, Tschechen, Roma und Sinti, sondern auch für die neu zugewanderten Kurden, Türken, Serben, Kroaten und so weiter. Ich denke, die Einschaltquote, die er jetzt hat, würde er dadurch genauso erreichen.

Wie sieht es im Zuge der Liberalisierung des Fernsehsektors mit freien, nicht-kommerziellen Fernsehsendern in Österreich aus?

Was den nicht-kommerziellen Betrieb im Fernsehbereich betrifft, bin ich etwas skeptisch, weil die Kosten für einen derartigen Fernsehbetrieb sehr hoch sind. Was man meiner Meinung nach in Österreich nach dem deutschen Vorbild durchaus machen sollte, wäre, einen Offenen Kanal zu schaffen, d. h. im öffentlich-rechtlichen Sender einige Stunden pro Tag nicht-kommerziellen Gruppen zur Verfügung zu stellen. Wie ich bis jetzt merke, gibt es aber kaum Initiativen, die in diese Richtung drängen. Ich sehe hier auch kein großes Interesse von seiten des ORF oder von politischen Parteien, in dieser Richtung aktiv zu werden.



Zeichnung: Andreas Ohrenschild



Foto: Salim Renate

AUS DOPPELT ANDERER PERSPEKTIVE VON LAKIS JORDANOPOULOS

Im November 1999 organisierte der Verband der Marktforscher Österreichs eine Fachveranstaltung unter dem Titel „Die Österreicher und ihre Ausländer“ mit dem Ziel, die Umfrage-ExpertInnen auf die Besonderheiten in der Auseinandersetzung mit dem Thema aufmerksam zu machen. Wir veröffentlichen hier (leicht überarbeitete) Auszüge aus dem Referat, das der Autor in diesem Rahmen vorgetragen hat.

Zu Beginn möchte ich festhalten, daß ich an das Thema in erster Linie als Journalist und dann als ein wie auch immer betroffener Zuwanderer herangegangen bin. Trotzdem mein Referatstitel: „Aus

Der Gedanke, den Arbeitsplatz zu schützen, indem man weniger bis gar keine Zuwanderer ins Land läßt, hatte zur Folge, daß auch solche Zuwanderer, die seit Jahrzehnten hier leben, von den Inländern als zunehmende potentielle Bedrohung empfunden wurden.

doppelt anderer Perspektive“. Gemeint ist damit die Tatsache, daß ich als Zuwanderer griechischen Ursprungs auch nach 29 Jahren in Österreich gewisse Vorgänge und Ereignisse bezüglich des Themas „Ausländer“ meistens aus zwei Blickwinkeln betrachte: einmal wie einer, der eigentlich fast immer hier gelebt hat und das sogenannte Ausland nur als Tourist oder „relativ gut“ verdienender Künstler und Journalist kennt. Dann aber auch als Zuwanderer, der im Herbst 1971 im Balkanexpress von Saloniki nach Wien saß, frierend im Schlaf vom Paradies träumte und in Wien-Südbahnhof aufwachte.

Armut und Liebe

Wie Caritas-Präsident Franz Küberl einmal richtig bemerkte: Integration ist das Produkt eines „Tauschgeschäftes“. Jede Seite bietet der anderen etwas an, und beide Seiten versprechen sich etwas davon. Die Mehrheitsgesellschaft bietet den Zuwanderern etwa gleiche Chancen am Arbeits- und Wohnungsmarkt an und erwartet von den Zuwanderern, daß sie die hiesigen „Spielregeln“ respektieren. Die Zuwanderer wiederum bieten ihre Arbeitskraft und ihre Bereitschaft zur Loyalität gegenüber der hiesigen Gesellschaft an und erwarten dafür Sicherheit für die Zukunft in der neuen Heimat, Verständnis für ihre anfänglichen Anpassungsschwierigkeiten sowie Respekt gegenüber ihrer kulturellen Identität, die sich – ähnlich wie bei den Inländern – nur langsam und nur teilweise beeinflussen läßt.

Der Gedanke von seiten der Politik, den Arbeitsplatz zu schützen, indem man weniger bis gar keine Zuwanderer ins Land läßt, hatte zur Folge, daß auch solche Zuwanderer, die seit Jahrzehnten hier leben, vor allem in den Neunzigern von den Inländern als zunehmende potentielle Bedrohung empfunden wurden. Ein mediterranes Sprichwort sagt: „Wenn die Armut an die Tür klopft, verläßt die Liebe das Haus durch das Fenster.“ Daher auch meine Antwort auf die Frage, wie ausländerfeindlich die Österreicher sind: Ausländerfeindlichkeit ist eine variable Größe; je größer die Angst um den Verlust an Lebensqualität in der neuen Welt der freien Konkurrenz, desto größer das Bedürfnis, nur diejenigen als „Spielteilnehmer“ zuzulassen, die eine „Mitgliedskarte“, in diesem Fall die Staatsbürgerschaft, haben. Der Rassismus ist hier eine Haltung, die moralische Skrupel auszuschalten versucht, damit der Verteilungskampf gegen die sogenannten „Anderen“ durch eine pseudowissenschaftlich belegbare Dimension legitimiert und dadurch effektiver geführt wird. Doch verdient es eigentlich die „geteilte Menschlichkeit“ – also eine Menschlichkeit, die nur für die „eigenen“ Leute gedacht ist – noch, als Menschlichkeit be-

zeichnet zu werden? Und überhaupt: Wenn nur die „Eigenen“ Menschen sind, was sind dann die Anderen?

Fragen und Antworten

Nun aber zu der Frage der Verantwortung in unserer Branche: Ich habe bewußt *unserer* gesagt, denn ich meine, daß Journalisten und Meinungsforscher hier viel gemeinsam haben. Durch unsere Tätigkeit werden die Trends in der öffentlichen Meinung nicht nur registriert, sondern – ob man es will oder nicht – auch inhaltlich beeinflusst.

Journalisten und Meinungsforscher stellen den Bürgerinnen und Bürgern Fragen, die aufgrund unserer gesellschaftlichen Verantwortung sehr präzise sein müssen und von den Befragten auf alle Fälle richtig verstanden werden sollten, damit auch ihre Antworten nicht „wie man halt will“ interpretiert werden können. Wenn wir zum Beispiel die Fragen so formulieren, daß sie nur noch mit ja oder nein zu beantworten sind, dürfen wir nicht vergessen, daß auch unsere Formulierungen ein gängiges Vorurteil – wenn auch unbeabsichtigt – verstärken könnten.

Auf der anderen Seite ist es nicht gerade ein Zeichen von Pluralismus, wenn Minderheitenangehörige zu ihrer Einstellung gegenüber der Mehrheit kaum oder wenig befragt werden, so wie man einen Baum im Wald nicht fragt, was er vom Förster hält. Menschen sind nun einmal keine Bäume. Bis heute weiß man zum Beispiel nicht, wie die Neo-Österreicher bei den letzten Wahlen gestimmt haben.

Ich denke, daß bei Meinungsforschern der gleiche Spruch wie bei Journalisten gilt: Die Antworten, die man bekommt, sind von der gleichen Qualität wie die Fragen, die man gestellt hat. Nun aber: Wie kann eine gutgemeinte Frage doch vorurteilsverstärkend wirken? Hier möchte ich keine größere Verletzungen des Zumutbaren als Beispiel bringen. Doch, wenn auch selten, könnte man manche Fragen rein inhaltlich der Frage „Sind sie für ein ausländerfreies Österreich?“ gleichsetzen. Solche oder ähnliche Fragen könnte meiner Meinung nach nur der liebe Gott beantworten. Menschen in dem Eindruck leben zu lassen, daß sie unter Umständen „Gott spielen“ können, könnte „Mißverständnisse“ mit fatalen Folgen bezüglich der Selbsteinschätzung und Kompetenz des Einzelnen auslösen.

Der Teufel steckt aber ab und zu im Detail, wie zum Beispiel bei der Frage „Stimmen Sie der Aussage zu, daß Ausländer den Österreichern die Arbeitsplätze wegnehmen?“ In erster Annäherung scheint bei dieser Frage alles in Ordnung zu sein. Doch eben nur in erster Annäherung. Ich meine, daß bei dieser Form der Fragestellung suggeriert wird, daß diese Aussage bereits die

Meinung einer Mehrheit in der Gesellschaft darstellt. Der Befragte muß „nur noch“ entweder konform ~~zustimmen~~ oder sozusagen gegen den Strom mit Nein antworten. Zusätzlich entläßt ihn diese Art der Fragestellung von der Verantwortung, sich vor der Antwort ausreichend informiert zu haben: Zustimmung oder nicht zustimmen kann man ja – in diesem Fall – auch nach der momentanen Befindlichkeit der Laune. Wenn der Befragte keine moralischen Bedenken hat und weil eine Bejahung dieser Frage für ihn sowieso keine negativen Auswirkungen haben könnte – wenn er zum Beispiel Inländer ist –, ist ein ja als Antwort durchaus möglich (im konkreten Beispiel waren es 42%, die ihre Arbeitsplätze als durch Ausländer akut gefährdet sahen). Ich bezweifle aber, daß die meisten dieser Befragten sich jemals mit der Frage, wie es mit den Arbeitsplätzen wirklich ist, ernsthaft auseinandergesetzt haben; sonst hätten sie ja bereits gewußt, daß diese Aussage nicht stimmt. Nicht anders, so möchte ich meinen, wenn die Befragten Zuwanderer wären: Sie hätten – allerdings mit womöglich ähnlich lückenhaftem Wissen über die Fakten, aber weil sie ihren Arbeitsplatz in Österreich nicht verlieren wollen – diese Frage hauptsächlich mit nein beantwortet.

Interesse und Demokratie

Sollte man also solche oder ähnliche Fragen gar nicht stellen? Doch, aber dieselbe Frage könnte auch anders gestellt werden, und zwar wie folgt: „Trifft aufgrund Ihres Wissens folgende Aussage zu: ‚Die Ausländer nehmen den Österreichern die Arbeitsplätze weg?‘“

Hier wird die Aussage möglichst neutral präsentiert; auf jeden Fall nicht als Aussage einer – wenn auch fiktiven – Mehrheit. Der Befragte wird also nicht gefragt, ob er sich einer womöglich bereits etablierten Meinung gefühlsmäßig anschließen will, sondern ob er *aufgrund seines Wissens* diese Aussage bestätigen kann oder eben nicht. Hier könnten also manche der Befragten auch feststellen, daß sie aufgrund ihres momentanen Wissens diese Frage weder positiv noch negativ beantworten können.

Wie auch immer: Würden die Befragten – auch bei Meinungsumfragen – zu mehr Interesse für die und Berücksichtigung der Fakten aufgefordert, bevor sie Fragen von dieser gesellschaftspolitischen Bedeutung beantworten, würden möglicherweise auch die Antworten ausgewogener ausfallen und brauchbarer sein.

Doch, können lückenhaftes Halbwissen in bezug auf die Fakten, politisches Desinteresse, mangelnde Neugierde und egozentrisches Denken von seiten mancher unserer Mitbürger in einem liberalen politischen System, wie die Demokratie

eines ist, nicht als tolerierbarer „Ist-Zustand“ angenommen werden? Manche Medien und Politiker sind ja inzwischen gerade wegen dieser Tatsache sogar besonders erfolgreich. Meine Meinung

Ausländerfeindlichkeit ist eine variable Größe; je größer die Angst um den Verlust an Lebensqualität, desto größer das Bedürfnis, nur diejenigen als „Spielteilnehmer“ zuzulassen, die eine „Mitgliedskarte“ haben.

dazu: Es kommt darauf an, was man alles unter Demokratie oder „Noch-Demokratie“ versteht.

Einer ihrer Erfinder, der altgriechische Staatsmann Perikles, sagte circa 500 Jahre vor Christi Geburt in seiner Rede zur damaligen Athener Demokratie sinngemäß: „Für uns ist einer, der sich für die Allgemeinheit nur wenig oder gar nicht

Wenn wir die Fragen so formulieren, daß sie nur noch mit ja oder nein zu beantworten sind, dürfen wir nicht vergessen, daß auch unsere Formulierungen ein gängiges Vorurteil verstärken könnten.

interessiert, kein Vertreter einer der vielen möglichen Auslegungen des Seins in der Demokratie, sondern jemand, der sich dadurch selbst für unsere Gesellschaft unbrauchbar macht.“

Fairerweise muß ich bemerken, daß auch in dieser Demokratie des Altertums Migranten und Sklaven ihre Schwierigkeiten hatten. Doch die Sklaverei ist inzwi-

Würden die Befragten zu mehr Interesse für die und Berücksichtigung der Fakten aufgefordert, bevor sie Fragen von gesellschaftspolitischer Bedeutung beantworten, würden möglicherweise auch die Antworten ausgewogener ausfallen und brauchbarer sein.

schen abgeschafft worden, und was die Migranten betrifft: Damals schrieb man genau genommen das Jahr 556 vor Christus, und bald wird das Jahr 2000 sein.

Lakis Jordanopoulos
ist Gründer und Frontman der Musikgruppe „Lakis & Achwach“ und Moderator der ORF-Sendung „Heimat, fremde Heimat“.

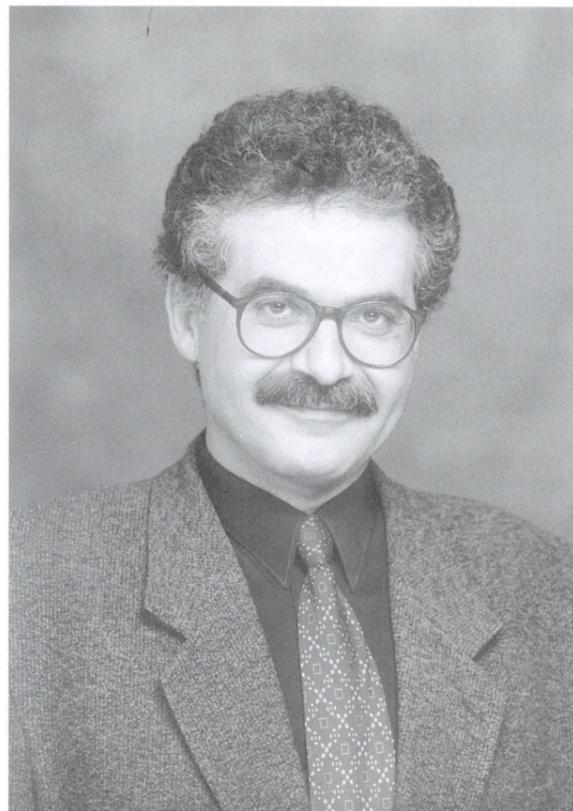


Foto: ORF/Andreas Friess

BEHINDERNDES ÖSTERREICH VON URSULA HEMETEK

Am 30. November präsentierte die Initiative Minderheiten ihr drittes Buch aus der Reihe „edition minderheiten“ (Franz-Joseph Huainigg: O du mein behinderndes Österreich! Drava Verlag: Klagenfurt/Celovec 1999) in den Räumlichkeiten der Österreichischen Nationalbibliothek (siehe auch Kasten). Wir veröffentlichen hier Auszüge aus der Festrede von Ursula Hemetek, der Obfrau der Initiative Minderheiten.

Die Entstehungsgeschichte des Buches wie auch dieser Präsentation ist symptomatisch dafür, wie unsere Gesellschaft mit Behinderten umgeht. Sie ist ein Beleg mehr dafür, daß der Titel „O du mein behinderndes Österreich“ absolut gerechtfertigt ist. Ich betone übrigens noch einmal: *behinderndes*, nicht „behindertes“, wie bereits in verschiedenen Medien fälschlich angekündigt worden ist. Nicht Österreich ist behindert, sondern es behindert, nämlich Menschen mit besonderen Bedürfnissen.

Mitleid und Hilfe

Die Initiative Minderheiten hat schon zwei Bücher hier im würdigen Rahmen der Österreichischen Nationalbibliothek präsentiert, beide Male im Prunksaal. Auch diesmal war es so geplant, aber es hat sich herausgestellt, daß der Lift zum Prunksaal streikt. Somit wären die Rollstuhlfahrer von der Veranstaltung ausgeschlossen gewesen, was bei der Präsentation eines Buches über Behinderte nicht eben korrekt gewesen wäre. Dies ist nun sicher kein Vorwurf an dieses Haus, dem wir zu großem Dank verpflichtet sind und dessen Generaldirektor Dr. Hans Marte immer wieder seine Solidarität mit Minderheiten bewiesen hat. Vielmehr zeigt es die generelle Realität in Österreich auf, daß auf Menschen mit besonderen Be-

dürfnissen viel zuwenig Bedacht genommen wird. Wie viele öffentliche Räume in Österreich sind rollstuhlgerecht, wie viele Restaurants haben ein Behinderten-WC? Ganz abgesehen von den öffentlichen Verkehrsmitteln.

Auch die Finanzierungsgeschichte des Buches ist symptomatisch. Ich schrieb vor über zwei Jahren 35 Ansuchen! Nur vier davon wurden positiv beantwortet, nämlich von der *Grünen Bildungswerkstatt Minderheiten*, vom *Bundeskanzleramt*, vom *Bundesministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales* (damals noch ohne Gesundheit) und den *Casinos Austria*. Diesen Stellen möchte ich sehr herzlich danken.

Der Punkt ist nicht, daß die anderen 31 nicht geantwortet haben oder ablehnten, sondern vielmehr die Art und Weise, wie unser Antrag von manchen abgelehnt wurde: Ob wir nichts Wichtigeres zu tun hätten, als Bücher über Behinderte herauszugeben. Man müsse primär das Leid mildern, den Betroffenen helfen – das war der Grundtenor in manchen Schreiben. Gerade diese Reaktionen zeigen, wie wichtig es ist, Bücher herauszugeben, die versuchen, das gesellschaftliche Bewußtsein zu verändern. Behinderte werden nach wie vor von der Mehrheit, aber auch von den anderen Minderheiten als „arm“ und „bemittei-

denswert“ gesehen; als Kranke, nicht als gesunde, selbstbewußte Menschen mit besonderen Bedürfnissen, die dafür kämpfen, daß die Gesellschaft eben diese Bedürfnisse wahrnimmt, sie nicht ausgrenzt und durch ihr Mitleid oder ihre Ignoranz ständig diskriminiert.

Gebärdensprache als Minderheitensprache

Ein weiterer Aspekt, der bei der Entstehung dieses Buches deutlich zutage trat, ist die Inhomogenität der Behindertenszene, in der es oft einander zuwiderlaufende Bedürfnisse der einzelnen Gruppen gibt. Denn die Gehsteigkante kann für Rollstuhlfahrer ein unüberwindliches Hindernis sein, für einen blinden Menschen aber eine Orientierungshilfe. Trotz dieser Vielfalt der Bedürfnisse werden Kompromisse geschlossen, und es ist den behinderten Menschen gelungen, einen Dachverband zu gründen, die *Österreichische Arbeitsgemeinschaft für Rehabilitation* (ÖAR), etwas, was es in dieser Form in der ethnischen Minderheitenszene nicht gibt.

Franz-Joseph Huainigg, der Autor des Buches, hat versucht, den verschiedenen Positionen Raum zu geben und sowohl zusammenzufassen als auch Widersprüche aufzuzeigen. Allerdings war dafür ein langer Diskussionsprozeß im Vorfeld notwendig.

(Mani-)Fest der Minderheiten

Am 30. November 1999 fand in der Österreichischen Nationalbibliothek ein Fest statt – anlässlich der Präsentation des dritten Buches aus der Reihe „edition minderheiten“, die von Ursula Hemetek im Namen der Initiative Minderheiten im Drava Verlag herausgegeben wird. Generaldirektor Hans Marte zitierte die Bibel, namentlich Jesajas, um auf die „babylonische Gefangenschaft der Behinderten“ in der Gesellschaft zu verweisen und auf deren Befreiung durch behindertengerechtes Bauen und Umbauen, so auch in der Nationalbibliothek. Terezija Stoisits, Minderheitensprecherin der Grünen, brachte ihren Dank an die Initiative Minderheiten

zum Ausdruck, zumal diese in Österreich durch das breite Anlegen des Minderheitenbegriffs sehr Wichtiges bewirkt habe und dafür viel Kritik einstecken mußte, aber auch zunehmend Anerkennung. „Toleriert werden fast alle Minderheiten in Österreich“, sagte Stoisits, „solange sie angepaßt und weit weg sind.“ Es gehe eben nicht um Toleranz, sondern darum, die Minderheiten als Teil des Ganzen zu sehen. Der Autor des präsentierten Buches O du mein behinderndes Österreich, Franz-Joseph Huainigg, sprach von der Schwierigkeit, die Behindertenbewegung in ihrer ganzen Heterogenität zu beschreiben: „Daher habe ich die Szene über die einzelnen Menschen beschrieben.“

Es war ein Lernprozeß auch für die Initiative Minderheiten und für mich als Herausgeberin. Wir alle, die wir in der Minderheitenszene arbeiten, haben z. B. gelernt, mit Mehrsprachigkeit umzugehen, bezüglich der Minderheitensprachen sensibel zu sein. Aber was ist mit der Gebärdensprache? Das ist ebenfalls eine Minderheitensprache, in der sich Menschen in Österreich ausdrücken und die in verschiedenen Dialekten und nationalen Ausformungen existiert. Die Gehörlosen sehen sich selbst als Sprachminderheit, auch als Kulturgemeinschaft, wie z. B. die burgenländischen Kroaten; aber im Unterschied zu den zweisprachigen ethnischen Minderheiten können sie die Sprache der Mehrheit als Lautsprache nicht verwenden. Gebärdensprachdolmetscher sind sehr wichtige Vermittler, und ich danke Barbara Gerstbach ganz besonders für ihre heutige Tätigkeit. Sie dolmetscht hier simultan, das erfordert eine fundierte Ausbildung, die es aber in Österreich nicht gibt. Deshalb bekommen Gebärdensprachdolmetscher nur einen Bruchteil dessen bezahlt, was andere Dolmetscher verlangen können. Ich habe das nicht gewußt, bevor ich Frau Gerstbach kennenlernte und das vorliegende Buch redigierte. Auch wie es möglich ist, das Buch für Sehbehinderte und blinde Menschen zugänglich zu machen,

haben wir im Entstehungsprozeß gelernt. Das ist nämlich ganz einfach, man braucht das Manuskript nur auf CD-ROM anzubieten, und wir danken in diesem Zusammenhang dem *Bundesblindenerziehungsinstitut* für die Zusammenarbeit.

Auch deshalb ist dieses Buch so wichtig, in dem die Geschichte der Behindertenbewegung reflektiert wird, in dem politische Fakten angesprochen werden, in dem der Umgang mit Behinderten in der Öffentlichkeit, in den Medien und in der Kulturszene, im Schulalltag oder einfach der zwischenmenschliche Umgang beschrieben werden. Wesentlich dabei ist, daß all dies aus der Sicht von Betroffenen geschildert wird, was ein Prinzip der Initiative Minderheiten darstellt.

Seitenblicke ins Dunkel

Ich möchte mit einer Klarstellung schließen, die mir im Hinblick auf mediale Aussagen rund um das Monsterspektakel „Licht ins Dunkel“ und auf die derzeitige politische Situation als wesentlich erscheint. Die Künstler und Künstlerinnen, die heute hier auftreten – selbst alle Minderheitenangehörige –, tun dies nicht aus Mitleid mit den „armen“ Behinderten, sondern aus Solidarität und aus der Erkenntnis heraus, daß letztlich alle Minderheiten im selben Boot sitzen. Wir wollten in Zei-

Zwischen den Festreden traten Künstlerinnen und Künstler auf, die neben ihren künstlerischen Qualitäten auch ihre eigene Angehörigkeit einer Minderheit in den Vordergrund rückten: Lena Rothstein moderierte und las aus dem Buch, Günter Tolar gab eine eigene Erzählung zum besten, Slavko Ninić und der Chor slowenischer StudentInnen in Wien sangen, Parvis Mamnun stellte mit orientalischen Stilmitteln eine Geschichte zur Schau. Sie alle setzten ein Zeichen der Solidarität zwischen den minoritären Gruppen und verwandelten das Fest in ein Manifest der Minderheiten.

red

ten wie diesen ein deutliches Zeichen der Minderheitensolidarität setzen, die wichtiger denn je zu sein scheint. Wenn Peter Rapp, der Moderator der „Licht ins Dunkel“-Gala in einem Seitenblicke-Interview wohlmeinend artikuliert: „Auch Behinderte haben ein Recht auf Leben“ und das dann so gesendet wird, so ist es ziemlich erschreckend, besonders im Zusammenhang mit der derzeit laufenden Euthanasie-Debatte. (Franz-Joseph Huainigg hat darauf lapidar geantwortet: „Danke, Peter Rapp.“) Bei „Ausländern“ beschränkt man sich darauf, sie dorthin zurückzuzuwünschen, woher sie gekommen sind; bei Behinderten muß man offenbar betonen, daß sie auch leben dürfen. Ausländer werden bereits offen beschimpft und attackiert. Behinderte werden zum Objekt gemacht, vor Weihnachten besonders zum Objekt des Mitleids.

Hier wie dort gilt es, ein Bewußtsein zu schaffen, gesellschaftspolitisch etwas zu bewegen, und gemeinsam geht es leichter. „Die Profis sind wir“, lautet eine der Kapitelüberschriften in unserem Buch, die Betroffenen selbst sind immer die wirklichen Experten und müssen wesentlich in alle Debatten eingebunden werden. Dieses Prinzip vertritt die Initiative Minderheiten seit ihrer Gründung vor neun Jahren, und deshalb haben wir uns ja einen Profi als Autor gesucht.



20 Buchpräsentation in der Nationalbibliothek: Franz-Joseph Huainigg, Terezija Stoisits, Parvis Mamnun, Ursula Hemetek



Günter Tolar, Slavko Ninić

Fotos: Salon Renate

DER VERFASSUNGSGERICHTSHOF RÜTTELT AN 25%-KLAUSEL

Der Verfassungsgerichtshof in Wien hat aus Anlaß eines bei ihm anhängigen Beschwerdeverfahrens im November beschlossen, eine Bestimmung der Amtssprachenverordnung für die slowenische Amtssprache in Kärnten auf ihre Gesetzmäßigkeit zu prüfen.

Anlaßfall ist ein Bescheid einer zweisprachigen Kärntner Gemeinde, die nicht von der Amtssprachenverordnung umfaßt ist und in der daher die slowenische Sprache offiziell nicht als Amtssprache zugelassen ist. Bei der Prüfung dieses konkreten Bescheides erschienen dem Verfassungsgerichtshof bereits die gesetzlichen Grundlagen als bedenklich. Deshalb wurde ein „Unterbrechungsbeschluß“ im laufenden Verfahren gefaßt, um zuerst abstrakt die gesetzlichen Grundlagen genauer zu hinterfragen.



Prozent-Klausel im Volksgruppengesetz

Die bedenkliche Amtssprachenverordnung basiert auf dem Volksgruppengesetz 1976. In diesem Gesetz wird die Bundesregierung ermächtigt, im Verordnungsweg Gemeinden und Behörden festzulegen, in bzw. vor denen Minderheitenangehörige ihre Muttersprache als Amtssprache verwenden dürfen. Als Vorgabe für ihre Amtssprachenverordnung beruft sich die Bundesregierung auf die parallele Regelung für zweisprachige topographische Aufschriften (z. B. Ortsta-

fel), die gemäß dem Volksgruppengesetz nur für Gebiete mit mindestens 25% Volksgruppenangehörigen vorgesehen sind. Diese Prozent-Klausel wird seit Bestehen des Volksgruppengesetzes von den Volksgruppenorganisationen als zu einschränkend bekämpft. Vergleichbare Regelungen in westeuropäischen Staaten setzen lediglich einen Volksgruppenanteil von 3 bis 8% für die Gewährung von Sprachenrechten voraus.

Entsprechend der österreichischen 25%-Klausel hat die Bundesregierung im Jahr 1977 nur wenige Gemeinden in Kärnten offiziell als zweisprachig „zugelassen“, in denen Volksgruppenangehörige ihre slowenische Muttersprache im mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Ämtern und Behörden verwenden dürfen. Zahlreiche Volksgruppenangehörige sind seither wegen ihres Wohnsitzes außerhalb dieser Gemeinden vom Recht auf die slowenische Amtssprache ausgeschlossen. Eine vergleichbare Regelung hat die Bundesregierung 1990 für die kroatische Amtssprache im Burgenland erlassen, alle anderen Volksgruppen haben keinen Anspruch auf Verwendung ihrer Muttersprache als zusätzlicher Amtssprache.

Der Verfassungsgerichtshof rüttelt nun an dieser minderheitenfeindlichen Praxis der Bundesregierung. In seinem Prüfungsbeschluß geht er vorläufig davon aus, daß eine derartige Regelung dem Artikel 7 Z 3 erster Satz des Staatsvertrages von Wien widersprechen könnte. Nach dieser Staatsvertragsbestimmung wird in den Verwaltungs- und Gerichtsbezirken Kärntens mit slowenischer oder gemischter Bevölkerung die slowenische Sprache zusätzlich zum Deutschen als Amtssprache zugelassen. Der Staatsvertrag verlangt weder Quoten noch Prozentsätze, noch reduziert er Sprachenrechte auf bestimmte Gemeinden.

Verfassungswidrige Klausel?

In diesem Zusammenhang vertritt der Verfassungsgerichtshof – vorläufig – die Auffassung, daß unter einem „Verwaltungsbezirk mit gemischter Bevölkerung“

auch eine Gemeinde zu verstehen ist, die bei der Volkszählung 1991 einen Anteil von konkret 10,4% slowenisch sprechender österreichischer Wohnbevölkerung aufwies. Ausgehend davon hegt der Verfassungsgerichtshof das Bedenken, daß die in Prüfung gezogene Verordnungsbestimmung dem § 2 Volksgruppengesetz widerspricht und somit gesetzwidrig sein dürfte.

Der Verfassungsgerichtshof geht in seinem Prüfungsbeschluß weiters davon aus, daß im Fall des Zutreffens dieser Bedenken und einer dementsprechenden Aufhebung der – dann als gesetzwidrig erkannten – Verordnungsbestimmung der Artikel 7 Z 3 erster Satz des Staatsvertrages von Wien unmittelbar zur Geltung käme. Dies würde bedeuten, daß die für die Zulassung des Slowenischen zusätzlich zum Deutschen als Amtssprache in Betracht kommenden Gemeinden künftig – unmittelbar – unter Heranziehung dieser staatsvertraglichen Bestimmung zu ermitteln wären.

Sollte der Verfassungsgerichtshof im derzeit laufenden Verfahren bei seiner vorläufigen Beurteilung der 25%-Klausel als „verfassungswidrig“ bleiben, würde das einer kleinen Revolution im Minderheitenrecht Österreichs gleichkommen. Wenn die Klausel fällt, hätte das Auswirkungen auf das Anwendungsgebiet der Amtssprachenregelungen für Kroaten und Slowenen, möglicherweise auch für die anderen anerkannten Volksgruppen. Darüber hinaus könnte dann auch die Zahl jener Gemeinden erweitert werden, in denen die topographischen Aufschriften zweisprachig zu halten sind. Derzeit haben in Kärnten nur Gemeinden mit mehr als 25% slowenischer Bevölkerung zweisprachige Ortstafeln. Im Burgenland fehlen zweisprachige Ortstafeln überhaupt, weil die Bundesregierung nach wie vor (seit 1977) die Erlassung entsprechender Verordnungen hinauszögert.

(Der Prüfungsbeschluß des Verfassungsgerichtshofes kann unter www.vfgh.gv.at/vfgh/pruefung.html im Internet nachgelesen werden.)

Franjo Schruiff

GEBURTSTUNDE EINES INSTRUMENTS VON ISABELLE RIEDL

Ein „kleines“ musikalisches Wunder präsentierte der vielseitig engagierte Sänger und Komponist Memo G. Schachiner mit seinem Hasret-Ensemble im Oktober im Wiener Interkulttheater: das Maragophon – das erste im 53-Tonsystem gestimmte Instrument, auf dem alle Musikrichtungen der Welt interpretierbar sind. Gespielt wurden Werke von Franz Schubert und Hadji Arif Bey (1831 – 1885, Istanbul), deren unterschiedliche Tonsysteme (Schubert zwölf und H. A. Bey 24 Töne in einer Oktave) bisher als getrennte Welten galten.

Seine Erschöpfung kann Memo G. Schachiner kaum kaschieren, da er bis kurz vor seinem Auftritt am Maragophon arbeitete und nebenbei die Arrangements vollendete. Jetzt steht er als Sänger im Mittelpunkt des Abends und entschuldigt sich alsbald für die musikalischen „Unreinheiten“ des Konzerts – für Leute mit ungeschultem Gehör kaum hörbar und für die mit geschultem leicht verzeihlich, waren sie doch alle bei der Geburtsstunde eines neuen Instruments und Tonsystems dabei. Die Probezeit war knapp, da der Vibraphonist Helmut Mautz kurzfristig als Maragophonspieler einspringen mußte. Er meisterte seine Aufgabe durchaus bravourös mit seinen musikalischen Begleitern, dem aus Rußland stammenden Alexander Dvorin (Geige) und Günter Schlagel (Cello).

Die 53 „Abstände“

„Die Orientierung an dem neuen Tonsystem ist für mich als Sänger sowie für die Musiker etwas völlig Neues. Die Streicher können im Zusammenspiel mit dem Klavier höhenmäßig variieren. Jetzt müssen sie exakt jeden Ton treffen“, so Schachiner. Benannt ist das dem Vibraphon ähnliche Instrument mit austauschbaren Stäben nach Abdel Quaadir Maraghi (ca. 1350 – 1435, Iran), jenem universalen Musikgenie (Komponist, Sänger, Instrumentalist, Instrumentenkonstrukteur), der als Hofkomponist die Gunst der persischen Könige genoß und als einer der Gründungstheoretiker der orientalischen Musik gilt. Die theoretischen Berechnungen des neuen Tonsystems, das eine Oktave in 53 Naturintervalle aufteilt, konnten nur mittels eines speziellen Computerprogramms erstellt werden. „Heute wissen wir kaum, wie damals gespielt wurde. Ich nehme an, zu Mozarts Zeiten wurde anders intoniert als heute. Die östliche Musik ist kaum bekannt, und bei der westlichen neigen die Menschen eher dazu, alte Instrumente zu rekonstruieren. Was ich mache, ist unangepaßt, da es mich interessiert, wie früher gestimmt worden ist. Die 53 In-

tervalle haben sich empirisch ergeben. Ich bin ursprünglich vom Klavier ausgegangen. Von c aus ist a der sechste Ton, und von d aus ist a die Quint. Dieses Quint-a in reinem Naturintervall ist höher als das a in C-Dur. Dazwischen gibt es einen ‚Abstand‘, einen Frequenzunterschied. Ich habe festgestellt, daß es 53mal diesen Höhenunterschied in einer Oktave gibt. Für die westliche Klassik etwa brauche ich 23 von diesen 53 Tönen“, erklärt Schachiner, der selbst kein Instrument gut beherrscht, so auch nicht sein eigenes.

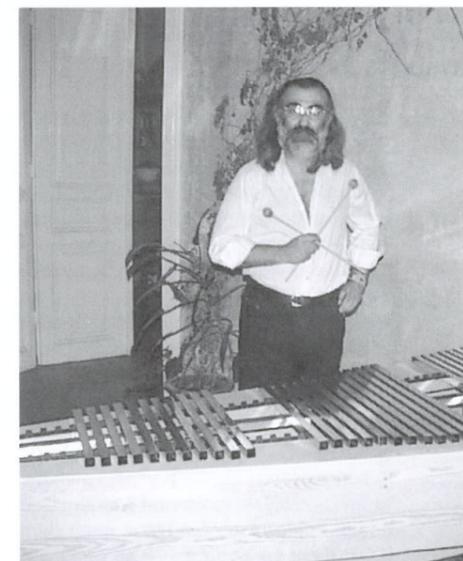
In der Wiener Musik- und Künstlerszene ist der in fast allen künstlerischen Sparten beheimatete Schachiner schon lange kein unbeschriebenes Blatt mehr. Seine große Leidenschaft scheint aber unbestritten der Musik zu gelten: Er betätigt sich als Instrumentenbauer und erforscht, wie alte Instrumente gestimmt wurden. In dem seit neun Jahren bestehenden Hasret-Ensemble ist er Sänger, Komponist und Arrangeur. Seinen Lebensunterhalt verdient er sich mit Gesangsunterricht für junge Sängerrinnen aus allen Musiksparten, von denen sechs bis acht täglich in seiner geräumigen Wohnung in der Berggasse eintrudeln, die für den Künstler seit 30 Jahren als Hort des privaten und beruflichen Lebens fungiert.

Musikalische Integration

Als Kind kurdisch-griechischer Eltern ist er in Istanbul aufgewachsen, wo er am Konservatorium Gesang und Schauspiel studierte. In den siebziger Jahren von der türkischen Junta verfolgt, kam er über Umwege nach Wien. „Ich habe als Kind schon ein großes Interesse an Musik gehabt. Ich bin mit mehreren Musikulturen aufgewachsen, wie arabischer Klassik, griechisch-orthodoxer Musik, kurdischer Musik, osmanischer Hochmusik, Bach, Mozart – ich war verwirrt. Später hat es mich beschäftigt, was ist gemeinsam, was verschieden? Warum ziehen die Menschen die eine Musik vor und verwerfen eine andere? Alles, was nicht europäisch ist, vergißt

und verdrängt man oder betitelt sie nach der ‚political correctness‘ mit Begriffen wie World- oder Ethnomusik“, kritisiert Schachiner.

Memo G. Schachiner arrangiert mit seinem Maragophon ein Zusammenspiel zwischen Ost und West, Süd und Nord



Memo G. Schachiner vor seinem Instrument-Maragophon: Oberflächenkonstruktion ähnlich dem Vibraphon, Resonanzkörper aus Holz, austauschbare Stäbe aus Messing, Vibraphonschläge

und ebnet dadurch einen außergewöhnlichen Schritt in Richtung musikalischer „Integration“. Sei es für Jazz, Bles, Klassik oder indische Ragas – er stellt allen MusikerInnen das Maragophon zur Verfügung und organisiert zu diesem Zweck regelmäßig Workshops.

Kontakt: memo.schachiner@aon.at



EIN THEATER. ZWEI SPRACHEN VON STEFAN NICOLINI

In der Südtiroler Landeshauptstadt Bozen wurde vor kurzem das neue Stadttheater eröffnet. Das Besondere daran: Das Haus wird von einem italienischen und einem deutschen Ensemble bespielt – geliebte Zweisprachigkeit.

Nach Jahrzehnten der Stagnation haben sich die GemeindepolitikerInnen endlich zu diesem mutigen, aber längst überfälligen Schritt durchringen können: Südtirols Landeshauptstadt Bozen (mit ca. 100.000 EinwohnerInnen) hat im September das *Neue Stadttheater Bozen* eingeweiht. Das Haus wurde von dem Mailänder Stararchitekten Marco Zanuso erbaut. Er hatte auch das *Piccolo Teatro di Milano* projektiert.

Das alte Stadttheater aus der Kaiserzeit (1914 noch vor dem Ersten Weltkrieg eröffnet) war 1942 während eines Bombenangriffs von alliierten Kampffliegern getroffen und teilweise zerstört worden. Daß es ein Fehler war, das Haus nach dem Krieg nicht wieder aufzubauen – davon sind die meisten Verantwortlichen heute überzeugt. Das Rad der Geschichte kann aber nicht mehr zurückgedreht werden. Jetzt geht es darum, die Akzeptanz in der Bevölkerung für das neue Haus zu gewinnen; Menschen, die bisher dem Theater fernstanden, dem neuen Theater näherzubringen.

Die enge Kooperation zwischen deutschen und italienischen Kulturschaffenden ist eine Novität. „Das ist auch erst ein Anfang. Das deutschsprachige Publikum wird gezwungen sein, auch das italienische Angebot zu beachten und umgekehrt. Diese physische Nähe wird uns unweigerlich zu etwas mehr führen als das, was bisher war“, meint Marco Bernardi, seit knapp 20 Jahren künstlerischer Direktor des *Teatro Stabile di Bolzano*.

Nach dem Fall der Berliner Mauer und dem Ende des Kalten Kriegs ist in Europa viel Neues möglich geworden, was früher nicht gedacht werden durfte. Noch vor wenigen Jahren wäre ein solches Projekt – die Zusammenführung zweier ethnisch getrennter Einrichtungen – auch in Südtirol eine Utopie gewesen.

Zwei Theatertraditionen

Heute arbeiten zwei Ensembles in dem Theater am Verdiplatz. Das *Teatro Stabile di Bolzano* mit Marco Bernardi an der Spitze und die *Vereinigten Bühnen Bozen*. Letztere wurden als Verein 1992 von fünf Amateurbühnen gegründet. „Nun gibt es ein Interesse von der deutschsprachigen Seite, ein Pendant zum *Teatro Stabile* zu schaffen. Es war auch Zeit! Man muß sich eher fragen, weshalb dieser Prozeß erst jetzt beginnt, an der Schwelle zum nächsten Jahrtausend. Ich glaube, daß wir naturgemäß recht gut zusammenarbeiten werden“, sagt Bernardi.

Seit einem Jahr besteht ein professionelles Führungsteam. Anfang November wurde der neue Direktor bestellt: Emanuel Bohn, gebürtiger Schweizer, Kosmopolit, erfahrener Theatermann, zuletzt Intendant in Kiel. „Heute, da Italien in Europa angekommen ist, denke ich, daß die Funktion dieses Theaters nicht mehr darin liegt, einen ethnischen Selbstbehauptungswillen an den Tag zu legen. Das Theater ist längst ein konkreter europäischer Raum geworden. Künstlerisch finde ich es hochspannend, was da in Bozen

passiert“, meint der frischgebackene Intendant.

Auf dem Spielplan stehen insgesamt zehn Eigenproduktionen, die vom Klassiker zum Volksstück, von der Revue zum Musical eine breite Palette der Bühnenliteratur umfassen. Damit soll in dieser ersten Spielzeit ausgelotet werden, was möglich und machbar ist. Die einmalige Chance, wie der Autor findet, besteht darin, daß zwei verschiedene professionelle Bühnen eine fruchtbare Mischung im europäischen Kulturraum des neuen Jahrtausends sein können. Das Interessante dabei ist, daß hier zwei Theatertraditionen aufeinandertreffen, die auf den ersten Blick wenig miteinander zu tun haben, aber dennoch zusammenkommen: Das italienische Theater lebt von Tourneen. Die meisten Theatergruppen ziehen während der Spielzeit von Stadt zu Stadt, um ihre Produktion zu zeigen, die von sehr hoher Qualität sind. Anders das deutschsprachige Theater; es ist verankert in einem Stammhaus, in dem ein fixes Ensemble spielt. Von dieser Mischung lebt nun das *Neue Stadttheater in Bozen*.

Ob und welche Formel daraus abzuleiten ist, die erfolgversprechend ist, auch als Ausstrahlungsort auf den gesamten deutsch- sowie italienischsprachigen Kulturraum, ist noch ungeklärt. Ein Anfang ist jedoch gemacht. Denn KünstlerInnen finden immer einen Weg zueinander.

Stefan Nicolini

ist Leiter der Öffentlichkeitsarbeit der *Vereinigten Bühnen Bozen*.

SCHREIBEN ZWISCHEN DEN KULTUREN 2000

Der Literaturpreis „Schreiben zwischen den Kulturen“ vom *Verein Exil* im Wiener Amerlinghaus wird heuer zum viertenmal ausgeschrieben. Teilnahmeberechtigt sind alle Personen, die seit mindestens einem halben Jahr in Österreich leben. Die eingereichten Arbeiten (alle Dichtungsgattungen sind zugelassen) müssen in deutscher Sprache verfaßt sowie bis zum Zeitpunkt der Einreichung unveröffentlicht sein und sich im weitesten Sinne mit dem „Leben zwischen den Kulturen“ befassen. Sie sollen in vierfacher Ausfertigung eingereicht werden und den Umfang von 20 Maschinschreibseiten nicht überschreiten. Persönliche Daten (Kurzbiographie, Bibliographie, Adresse und Telefonnummer) sind der Einreichung beizulegen. Elfriede Jelinek und

Peter Turrini wurden als JurorInnen angefragt, die dritte Person in der Jury ist Denis Mikan.

Der erste Literaturpreis wird mit öS 50.000,- dotiert; zweiter und dritter Preis betragen 30.000,- bzw. 20.000,-; außerdem werden Spezialpreise in der Gesamthöhe von öS 50.000,- vergeben – darunter ein Preis für Teams oder Schulklassen. Die Texte der PreisträgerInnen werden in einer Anthologie der *edition exile* veröffentlicht.

Einsendeschluß ist der 30. März 2000. Einreichungen sind zu senden an: *Amerlinghaus; Stiftgasse 8, 1070 Wien Literaturpreis „Schreiben zwischen den Kulturen“ 2000.*

Der erste Preis von „Schreiben zwischen den Kulturen“ 1999 ging an Maria

Barski und Marian McMlynek (siehe Rezension der Anthologie *outsider in* auf S. 27).

red



PreisträgerInnen des Jahres 1999

ENERGIESCHREI AUF DER BÜHNE

Im Jänner hatte Regina Hofers viertes Solo-Programm im Wiener Kabarett Niedermair Premiere.

„Glück gehabt“, sagt sie, erst gegen Ende des Stückes zwar, aber immerhin. Doch das, was Regina Hofer in ihrem vierten Solo-Kabarett-Programm *Glück gehabt* bis zu jenem Moment der Frohbotschaft erzählt und zur Schau stellt, läßt an alles andere als Glück denken.

Es beginnt mit einem Schrei hinter und dann auf der Bühne: Das war mein Energieschrei, sagt die Protagonistin; und der selbstbewußt-neutrale Gesichtsausdruck während des Schreiens ist programmatisch. Ohne mit der Wimper zu zucken und mit unbändiger Energie, wandert Regina Hofer in die Tiefen der mensch/männlichen Seele, an und hinter der Fassade des Körperlichen sowie entlang der Grenzen der Geschlechterverhältnisse. Orientierungshilfe leisten dabei Erfahrungen mit Männern und Frauen, mit der Psychiatrie und der Psychoanalyse, mit Burschenschaft und Verwandtschaft im Salzkammergut, mit Joggen und Trainieren sowie mit den „fremden Kulturen“. Regina Hofer spielt eine junge Psychiaterin, besorgt, abgeklärt – aber keineswegs frustriert: Und diese letzte Eigenschaft hebt das Stück wohlthuend vom „Geschlechter-Kabarett“ im 08/15-Format ab. Obwohl die sarkastischen Pointen uns die gesamte Niedertracht der Mann-Frau-Beziehungen in einer noch männerdominierten und quotengeregelten Gesellschaft vor Augen führen, zergeht die Bühnenfigur nicht in Selbstmitleid oder verbitterter Ohnmacht. Hofers ErzählerIn blickt auch nach vorne, im letzten Teil sogar in die

ziemlich weite Zukunft, in der der ideale Mann per Mausclick programmiert werden kann. Von einer Software-Firma, versteht sich.

Regina Hofer, selbst Psychotherapeutin und angehende Fachärztin für Psychiatrie, ist mit Sicherheit eine der interessantesten Persönlichkeiten der österreichischen Kabarett-Szene. In allen ihren bisherigen Bühnenrollen – sei es in *Andere Baustelle*, *Mohammed* oder *Der Aufzug*, sei es in ihren Solo-Stücken – konnte sie ihre vielseitigen akademischen Kenntnisse und Erfahrungen mit ihrem politischen Engagement für Minderheiten und diskriminierte Gruppen verbinden und das alles in ihre Figuren einfließen lassen. In *Glück gehabt* ortet sie unter der feinfühligsten Regie von Petra Dobetsberger die subtilen Mechanismen der Diskriminierung von Frauen und Zweierbeziehungen, welche vor allem in

der permanenten Erwartungshaltung kulminieren: Die an die Frauen gestellten Ansprüche und Forderungen wachsen, je mehr sie diese erfüllen. Und dabei zeigt Regina Hofer ihre schauspielerische Glanzleistung. Hervorragend auch ihre popularwissenschaftlich-theatrale Umschreibung der Freudischen Kastrationsangst. Allein dies reicht aus, so manche dramaturgische Lücke und etwas abgedroschen klingende Pointe zu übersehen/hören.

Kontakt: *Heli Mikula (01) 54 83 564*

Spieltermine:

3. Februar - 15. Juni (ausgenommen 20. April), jeden Donnerstag 19.30 Uhr (ab 6. April 20.30 Uhr): im *Kabarett Niedermair*, *Lenaugasse 1a, A-1080 Wien*;

Karten: (01) 408 44 92

15. März: *Jägermayrhof Linz*
7. - 9. April: *Interkulttheater; Fillgradergasse 16, A-1060 Wien*

mh



EINE BIOGRAPHIE MIT KOLLEKTIVEN FACETTEN

Karin Bergers Film „Ceija Stojka“ porträtiert eine Zeitzeugin jüngster Vergangenheit und bedeutende Persönlichkeit der Gegenwart Österreichs.

Ceija Stojka ist nicht nur eine mittlerweile über die Grenzen Österreichs hinaus bekannte Autorin, Malerin und Sängerin. Mit ihren künstlerischen Arbeiten und ihrem öffentlichen Engagement trug sie in den letzten Jahren wie keine andere Person zur gesellschaftlichen Anerkennung der Roma in Österreich bei. Jetzt steht ihre Lebensgeschichte im Zentrum des Films *Ceija Stojka*, der nach seiner Österreichpremiere im Rah-



men der Biennale 1999 nun am 11. Februar 2000 Kinostart hat.

Karin Bergers Film ist das Porträt einer Frau, die das Greuelsystem des Nationalsozialismus ab ihrem sechsten Lebensjahr am eigenen Leib erfahren mußte: Sie überlebte als eine der wenigen einer großen reisenden Roma-Familie mehrere Konzentrationslager, darunter Auschwitz-Birkenau. Das Ende des Nazi-Regimes brachte für sie – wie die anderen überlebenden Angehörigen der Volksgruppe der Roma und Sinti in Österreich – nicht das ersehnte Leben mit sich: Finanzielle Sorgen, Delogierungen, soziale Ressentiments begleiteten sie und ihre drei Kinder, die sie jahrelang durch Hausieren und als Marktfahrerin ernährte. Ceija Stojka resignierte nicht, schöpfte stets Kraft aus ihrer Vergangenheit und der Tradition, sie veröffentlichte 1988 ihr erstes Buch *Wir leben im Verborgenen*, es folgten künstlerische Arbeiten als Malerin, die mehrfach ausgestellt wurden, und Auftritte als Sängerin.

Die narrative Sprache des Films beruht auf der Gegenwart; mit Rückblenden (u. a. in Form historischen Bildmaterials) wird eine persönliche Vergangenheit rekonstruiert, die in vielen ihren Facetten kollektive Erfahrungen der Roma und Sinti wiedergibt.

Regisseurin Karin Berger nähert sich mit großer Sensibilität an die Protagonistin ihres Films. „Die Idee zu einem Film mit und über Ceija Stojka hatte ich, kurz nachdem ich sie vor über zehn Jahren kennengelernt habe. Es war aber gut, so lange zu warten“, beschreibt Berger den Entstehungsprozeß der notwendigen Nähe und des gegenseitigen Vertrauens, aber auch der ebenso erforderlichen dokumentarischen Distanz. Von dieser Spannung zwischen Einfühlungsvermögen und historischem Interesse lebt auch der stimmungsvolle und bewegende Film über eine Zeitzeugin – aber auch eine bedeutende Persönlichkeit österreichischer Gegenwart.

mh

UNSERE IDENTITÄT, ABER WIE?

Mit dem Projekt KAKO 99 lösten drei Künstler eine fruchtbare Diskussion zum Thema „Identität“ aus.

Der *Kroatische Akademikerklub/Hrvatski akademski klub* (HAK) feierte 1999 sein 50jähriges Bestehen. Um dieses Jubiläum in einem unkonventionellen Rahmen zu begehen und gleichsam neue Diskussionsansätze zu erkunden, wurden die Kunstschaffenden Herman Hemetek, Joseph Hartmann und Erich Novoszel beauftragt, ein Projekt zu erarbeiten. Die Konzeptionen der drei Künstler wurden vom Juli bis Oktober 1999 in Form mehrerer Ausstellungen, Installationen und Performances in den Räumlichkeiten des HAK realisiert und zur Diskussion gestellt.

Das Projekt, das den Titel KAKO 99 trug, stellte die Frage „Wie“ (kroat. *kako*) in zweierlei Hinsicht: Wie ist die Zugehörigkeit zu einer (ethnischen) Gruppe angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahre zu (re-)definieren? Und wie können künstlerische Auseinandersetzungen mit dem Thema „Identität“ stattfinden, ohne in rückwärts-gewandte Konservierungskonzepte zu verfallen? Die Antworten von Hemetek, Hartmann und Novoszel darauf waren keine starren; die Künstler versuchten, Denk- und Schaffensanstöße zu geben, in denen

gegenwärtige ästhetische Konfrontationen mit aktuellen Debatten über Identität in Konnex gesetzt wurden. Folklore, Selbstabgrenzung und Tradition wurden in den Arbeiten hinterfragt, ohne die Bedeutung aus den Augen zu verlieren, die das Pronomen „Wir“ in einer Gegenwart wie der unsrigen haben kann, in der Differenzen entweder brutal verwischt oder aber zentristisch verewigt werden. Der beabsichtigte Impuls zur Diskussion zeitigte Erfolg, wie Herman Hemetek betont: „Der Diskussionsprozeß trug auch künstlerisch Früchte. Beispielsweise entwarf die Tanzgruppe *Kolo Slavuj* eine Choreographie aufgrund der Installationen.“ Darum ist auch die Weiterführung von KAKO geplant.

Den VeranstalterInnen war es ein deklariertes Anliegen, das Projekt möglichst weit über die burgenländisch-kroatische Szene hinauszutragen. So entstand in diesem Rahmen ein Katalog mit einigen Ausstellungsbildern, in dem auch nicht-kroatische Autoren in ihren zweisprachig veröffentlichten Beiträgen der Frage nachgehen, was „Naše/Unser“ bedeuten kann/soll.

Kontakt:
Hrvatski akademski klub
Schwindgasse 14/4, A-1040 Wien

mh



Herman Hemetek vor seinem Werk

DER FREMDE BLICK AUF GEWOHNTE

Christa Stippinger (Hg.): *outsider in*
Das Buch zum Literaturpreis „schreiben zwischen den kulturen 1999“
edition exil: Wien 1999
186 Seiten, öS 180,-

Die Generallinie des Buches bringt die österreichische Autorin Barbara Frischmuth im Vorwort auf den Punkt: „Nichts lässt sich politisch leichter missbrauchen als eine einseitige Betrachtungsweise, erst recht, wenn es sich um eine mehrheitlich einseitige Betrachtungsweise handelt. Gerade deshalb sind wir auf die Sichtweise von ‚Outsidern‘ (in diesem Fall von Schriftstellern, die etwas von außen, aus einer gewissen Entfernung oder auch von einer anderen Muttersprache her sehen) angewiesen. Sie haben der Mehrheit Erfahrungen voraus, die ihre Lebensgeschichte betreffen, und sie haben einen anderen Zugang zur Sprache, nämlich den, dass sie sich bewusst für sie entschieden haben.“

Frischmuth abschließend: „Die Sprache ist viel großzügiger in der Handhabung von Aufenthaltsgenehmigungen als die Politik. Weil sie weiß, dass ihr da aus dem Ungewohnten neue Dimensionen zu wachsen, die dem Gewohnten nicht mehr abzuverlangen sind? Möglicherweise. Die hier abgedruckten Texte könnten ein Indiz dafür sein.“

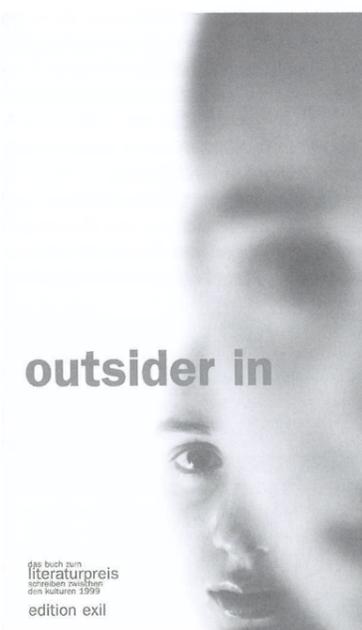
Das sind viel mehr als wohlwollende Worte einer heimischen arrierten Schriftstellerin für ein verdienstvolles Projekt, das ist eine präzise Analyse der Bereicherung, die das weite Feld der Literatur durch die Jahrhunderte erfahren hat durch fremde „unheimische Blicke“, die durch Zwangsjacke der Alltagshast und Ohrensessel der Gewohnheit nicht eingeengt sind – Blicke, die nicht kurzgeschlossen sind, die auch unheimlich sind: offen, staunend, verwundert, verwundet, jedenfalls nicht orientiert an den Kittelfalten des geltenden literarischen Kodex, der bei der Anpassung ökonomischen Erfolg in Aussicht stellt.

Der fremde Blick auf Gewohntes, formuliert in meist mit Mühen erarbeiteter Sprache (wobei der Fährmann im Kopf

bei der Übersetzung kreative Schwerarbeit leistet) ermöglicht vor allem eines: literarische Frischluft. Das sagt zwar noch nichts über die in den Raum eindringende Luftqualität aus, ist aber auf alle Fälle ein erster Schritt, der den Blick auf potentielle Alternativen eröffnet. In Glücksfällen liefern diese Beiträge den nationalen Kulturen neue Literaturzweige, wie etwa bei den jüdischen Emigranten und Exilanten in den USA, wofür unzählige Namen von I.B. Singer bis Philip Roth Zeugnis geben.

Kärnerarbeit in diesem Bereich leistet seit Jahren Christa Stippinger, die im Wiener Amerlinghaus mit dem *Verein Exil* Literaturworkshops für „Nichteingeborene“ organisiert und auch den Literaturpreis „Schreiben zwischen den Kulturen“ institutionalisiert hat. Die Texte der Preisträger 1999 liegen nun im Band *outsider in* vor. Auch hier herrschen die für einen Sammelband typischen Vor- und Nachteile, Uneinheitlichkeit auf der einen Seite, große Variabilität der literarischen Gattungen und individuellen Handschriften auf der anderen. Auffallend ist, daß die aus dem Süden stammenden AutorInnen (die 1979 in Split/Kroatien geborene Emilija Kelecija, der 1962 in Istanbul geborene Kenan Kiliç) sich zumindest laut den in diesem Buch abgedruckten Texten für die Lyrik entschieden haben, während die aus dem Osten oder Norden stammenden SchriftstellerInnen (die 1956 in Kielce/Polen geborene Maria Barski, der 1976 in Vladikavkaz/Nordossetien/Rußland geborene Boris Bitsoev, der 1970 in Prag geborene Marian McMlynek) epische Rückschau in teils satirischem Gewand halten.

Eine Zwischenstellung nehmen die in Österreich geborenen Preisträger ein: die 1973 in Wien geborene Brita Krucsay, der 1977 in Wien geborene Philip Scheiner und die 1980 in Graz geborene Nadya Yildiz. Sie thematisieren die Schwierigkeiten von Kindern aus Mischehen oder wagen



outsider in

das buch zum literaturpreis schreiben zwischen den kulturen 1999 edition exil

das literarische Experiment. Mehr als eine Ergänzung sind die Statements und Piktogramme der Kaufmännischen Berufsschule Schwaz/Tirol, die so gelungen sind, daß sie manche Buttons schmücken könnten. Zu jedem Text gibt es außerdem eine informative Selbstdarstellung des Verfassers/der Verfasserin, die wohl auf behutsam-konsequente Fragestellung und Hinleitung zurückzuführen ist.

Anthologien verführen Rezensenten meist dazu, großflächig Allgemeines abzusondern. Dennoch will ich hier Farbe bekennen: Am gelungensten scheint mir der Text „Nuance“ zu sein – eine sprachlich geglättete Satire, die gängige Klischees und Vorurteile durch Überspitzung so ins Irreale aufbläst, daß diese wie Luftballons hinwegfliegen. Marian McMlynek vor den Vorhang!

ede

DAS NEUE BUCH DER EDITION MINDERHEITEN

Franz-Joseph Huainigg

O du mein behinderndes Österreich!

Zur Situation behinderter Menschen
edition minderheiten, Bd. 3

Hg. Von Ursula Hemetek
für die Initiative Minderheiten

Drava 1999, 232 Seiten, öS 285,-

Zu beziehen im Buchhandel oder bei:
Initiative Minderheiten, Gumpendorfer Str. 15/13, A-1060 Wien
Fax: (01) 586 82 17, initiative.minderheiten@chello.at
öS 285,- (zzgl. Porto), für Mitglieder: öS 200,- (zzgl. Porto)



Mit einem Geleitwort von Bundespräsident Dr. Thomas Klestil

und Beiträgen von Maria Brandl, Bernadette Feuerstein, Monika Haider, Annemarie Klinger, Barbara Levč, Sigi Maron, Erwin Riess, Heinrich Schmid, Marietta Schneider, Volker Schönwiese, Annemarie Siegel, Manfred Srb und Daniela Treiber

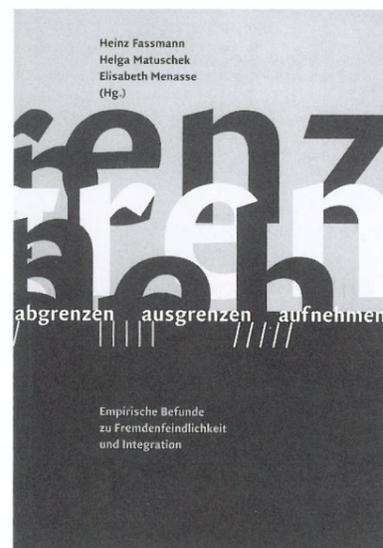
EIN BERICHT ZUR LAGE

Heinz Fassmann / Helga Matuschek / Elisabeth Menasse-Wiesbauer (Hg.): **Abgrenzen, ausgrenzen, aufnehmen. Empirische Befunde zu Fremdenfeindlichkeit und Integration**

Drava: Klagenfurt/Celovec 1999
256 Seiten, öS 380,-

Der vorliegende Sammelband ist der erste in einer dreiteiligen Publikationsreihe des Wissenschaftsministeriums zum Forschungsschwerpunkt Fremdenfeindlichkeit. Die einzelnen Beiträge bilden kurze Zusammenfassungen der in diesem Rahmen durchgeführten Studien.

Die Studie von Gustav Lebhart und Rainer Münz setzt sich mit den Meinungen und Einstellungen der ÖsterreicherInnen zu Migration, ausländischer Bevölkerung



und Ausländerpolitik auseinander. Die Ergebnisse dieser repräsentativen Erhebung sind zwar nicht in jedem Punkt überraschend, jedoch finden einige Vermutungen darin eine statistische Bestätigung. Xenophobie findet sich der Studie zufolge eher im ländlichen als im städtischen Bereich, und hier wiederum scheint sie mehr bei Älteren als unter Jüngeren verbreitet zu sein. ÖsterreicherInnen, die selbst keinen persönlichen Kontakt zu AusländerInnen pflegen, neigen stärker zu Fremdenfeindlichkeit als jene Teile der Bevölkerung, die interkulturelle Kontakte erfahren.

Der Beitrag von Dilek Çinar, Ulrike Davy und Harald Waldrauch befaßt sich mit einem europäischen Vergleich der rechtlichen Integration von Einwanderern. Mit Hilfe eines – von den AutorInnen selbst entwickelten – Index werden soziale und politische Rechte von MigrantInnen in unterschiedlichen europäischen Ländern klassifiziert. Während das Muster, daß eine Verbesserung des Rechtsstatus von Ausländern mit der Dauer des Aufenthaltes einhergehen muß, auf alle untersuchten Staaten zutrifft, dominieren in anderen Bereichen starke Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern: Das beste Beispiel dürfte hierbei der Zugang zur Staatsbürgerschaft bilden, bei dem Österreich, Deutschland und die Schweiz restriktiv agieren.

Die Studie von Bernhard Perchinig stellt am Beispiel der Städte Birmingham und Hamburg die Frage, inwiefern nationalstaatliche Migrationsregime auf städtische Politikformen Einfluß nehmen. Die Schlußfolgerungen Perchinigs rücken erneut den Status des Staatsbürgerschaftsrechts in den Vordergrund. Während fast alle Einwanderer Birminghams über das Wahlrecht verfügen, fehlt dies den Einwanderern in Hamburg. Die Folge ist eine direkte „Politisierung“ der MigrantInnen, und: In Birmingham kann Minderheitenpolitik zum Kernbereich politischer Aktivität gezählt werden; in Hamburg wird dieser Themenkomplex jedoch weitgehend marginalisiert.

Die hier kurz vorgestellten Beiträge des Sammelbandes sind mit ihrer Wissenschaftlichkeit und ihrer Nützlichkeit repräsentativ für das ganze Buch; weitere Beiträge befassen sich etwa mit Arbeitsmigration oder mit der Entwicklung ethnischer Ökonomien. Mit Sicherheit ist die selbst gestellte Forderung der HerausgeberInnen erfüllt, eine Bestandsaufnahme der Fremdenfeindlichkeit in Österreich durchzuführen. Auch Gegenstrategien kommen nicht zu kurz: Primär durch die Folie einer vergleichenden Methodik wird darauf hingewiesen, was in Österreich falsch läuft und wie es verbessert werden könnte.

Mathias Thaler

VON ALLTAGSTREITEREIEIEN ZU ETHNISCHEN KONFLIKTEN

Albert F. Reiterer / Ludwig Flaschberger (Hg.): **Ethnischer Konflikt und Alltag**

Peter Lang Verlag: Frankfurt/Main 1999
130 Seiten, öS 367,-

Das *Wiener Internationale Zentrum für Europäischen Nationalismus und Minderheiten* (IZENUM) hatte einen Workshop organisiert, der der Frage nachging, wann und wie sich aus allgemeinen sozialen sogenannte „ethnische“ Konflikte entwickeln. Material und Ergebnisse dieser Veranstaltung liegen nun in Buchform vor, teils als Abdruck der jeweiligen Referate, teils als Kurzfassung in Form eines Protokolls am Ende des Buches.

Absicht der Beiträge war nicht das Produzieren weiterer oder Reflektieren bestehender wolkiger Theorien, sondern das Problem gleichsam „vom Kopf auf die Beine zu stellen“, das Beschreiben der Bruchzonen, innerhalb derer persönliche Duodez-Streitereien oder soziale Konkurrenzsituationen zu ethnischen Konflikten „aufgeladen“ werden, sowie

wirksame Deeskalationsstrategien. Albert Reiterer etwa fordert ein Problem- und Konfliktmanagement, das die Auflösung des Identitätskonfliktes in verhandelbare und kompromißfähige Interessenskonflikte anstrebt (eine Strategie, an der die jeweiligen Scharfmacher und Standardenträger wenig Interesse zeigen, weil sie ihren Einfluß reduziert).

Die herangezogenen Beispiele sind vielfältig. Für Österreich gibt vor allem die Minderheitensituation der Slowenen in Kärnten Anlaß zur Betrachtung (Ludwig Flaschberger, Franci Zwitter). Daniela Wiedl behandelt das Problem des Antiziganismus unter dem Titel „Brennende Romasiedlungen in Rumänien“ und zeigt, wie in sozialen Umbruchsituationen Ausgrenzte selbst zu Ausgrenzern werden können. Bernhard Fuchs beschreibt „Indo-pakistanische Beziehungen in

Wien“ und die Situation Angehöriger von einander feindlich gesinnten Staaten, die unter oft schwierigen sozialen Bedingungen im Ausland einen „modus vivendi“ finden (müssen). Im englischsprachigen Text „Self-Determination and Ethnic Conflicts“ referiert Rudolf M. Rizman soziologische und politologische Ansätze zur Entwicklung einer konsistenten Theorie der ethnonationalen Selbstbestimmung.

Der Schlußsatz des empfehlenswerten Bandes bringt das Problem auf den Punkt: „Grundsätzlich kann es nicht um Konfliktverhinderung gehen (die meist eine Form der Verdrängung darstellt), sondern eher um eine Art Übersetzung des Konfliktes in ein positiv handhabbares Feld, wo gemeinsame Perspektiven verhandelbar werden.“

ede

GUTE INTENTION, SCHLECHTE PRÄSENTATION

Helmuth A. Niederle (Hg.):

Die Fremde in mir. Lyrik und Prosa der österreichischen Volksgruppen und Zuwanderer. Ein Lesebuch. Verlag Hermagoras/Mohorjeva: Klagenfurt/Celovec-Wien/Dunaj-Ljubljana/Laibach 1999
352 Seiten, öS 320,-

Im Rahmen der Wiener Buchwochen wurde das vorliegende Lesebuch bereits präsentiert und hochgelobt. Es vereint an die hundert Autorinnen und Autoren, die teils als Angehörige von verschiedenen Volksgruppen in Österreich leben oder aber in jüngerer Zeit aus unterschiedlichsten Ländern nach Österreich kamen.

Die literarischen Anforderungen, die man allgemein an ein Lesebuch stellt, werden vollauf erfüllt. Lyrik und Prosa, Traditionelles (eher mehr) und Experimentelles (eher wenig), unbekannte und sehr bekannte Namen, literarisch Anspruchsvolles und einfacher Gestricketes – eine breite Palette von Autorinnen und Autoren, Themen und Blickwinkeln.

Im Vorwort zitiert der Herausgeber den türkischen Lyriker Aras Ören: „Es ist mein Wunsch, daß das geschriebene Wort über alle Grenzen hinweg eine Brücke zur Kommunikation werden möge, die Phantasie mit Phantasie, Gedanken mit Gedanken, Sprache mit Spra-

che, Individuum mit Individuum verbindet.“ Niederle will LeserInnen wie AutorInnen die Chance geben, auf jene Literaturen aufmerksam zu werden bzw. aufmerksam zu machen, die traditionellerweise nicht im österreichischen Bewußtsein beheimatet sind. Er will verdeutlichen, daß die kulturellen Leistungen von Angehörigen ethnischer Minderheiten, Flüchtlingen oder Einwanderern „zum integralen Bestandteil des kulturellen Lebens Österreichs geworden“ sind. Zwar lassen viele Texte erkennen, daß so idyllisch die Lage nicht sein dürfte, aber der Wille zählt.

Wirklich beanstanden muß ich jedoch, daß für eine ordentliche Korrektur scheinbar keine Zeit mehr war. Das fehlerfreie Buch gehört sicher ins Reich der Utopien, aber was sich hier finden läßt, wird selbst noch so geneigte LeserInnen peinlich berühren. Namen werden nicht einheitlich geschrieben, dafür heißt Ceija Stojka durchwegs *Celja* Stoj-

ka, Gedichte werden durch falsche Zeilensprünge verändert wiedergegeben, und die Druckerei gab auch nicht gerade ihr Bestes – obwohl die äußere Erscheinung dank des Umschlagbildes von Rudi Benetik sehr erwartungsvoll stimmt.

Am Inhalt mag dies nichts ändern, wohl aber an der Gesamtqualität der Publikation, was in diesem Fall besonders bedauerlich ist. Gerade ein Lesebuch, das in Schulen oder über andere Medien einer breiteren Öffentlichkeit vermittelt werden soll, hat eine gewisses editorisches Niveau zu erfüllen. Ganz abgesehen davon hätten es sich die AutorInnen wirklich verdient, zumindest ihren Namen richtig gedruckt zu sehen. Kurzum: Intention gut, Präsentation leider nicht. Bleibt zu wünschen, daß eine zweite, verbesserte Auflage folgen wird, und dem Verlag eine von ganzem Herzen ehrlich gemeinte „Gute Besserung!“.

Anita Konrad

NICHT ALLE WEGE FÜHREN NACH ROM

Beppo Beyerl: **Unterwegs – W drodze**

Reportagen – Reportaze

Hg. von / redakcja Jacek Rzesotnik.

Serie „Biblioteka Austriacka“. Wrocław 1998

235 Seiten

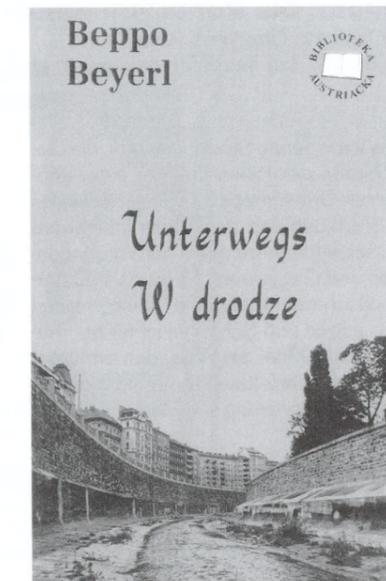
Am knallroten Cover ist der Wienfluß abgebildet, den man nicht einmal als WienerIn gleich erkennt. Er gehört nicht wie die Donau zu den Wahrzeichen Wiens, sondern wird eher marginal als unbedeutendes Rinnsal wahrgenommen. Kein Hindernis für den in Wien und im Waldviertel lebenden Schriftsteller, Journalisten, Hörspiel- und Drehbuchautor Beppo Beyerl, dieses Flußbett von Hütteldorf bis zum Donaukanal binnen drei Stunden zu durchwandern und diesen ausgefallenen Spaziergang in allen Details zu schildern.

Nicht so ungewöhnlich sind seine Ausflüge in das Grenzgebiet zwischen Österreich und Tschechien, nach Triest, Lemberg, Moskau, St. Petersburg, in die Wüste von Marokko, auf den Olymp oder in das Gefängnis zu Brunn, die er in 13 kurzen Essays reflektiert. Sie lesen sich wie Tagesabläufe voller per-

sönlicher Assoziationen, in denen Beobachtungen und Erlebnisse durch Gespräche mit Ortsansässigen erweitert sowie mit literarischen Zitaten und Anekdoten aufgefrischt werden. Geographische und klimatische Bedingungen finden ebenso Erwähnung wie soziale, historische und kulturelle Gegebenheiten. Beyerl notiert mehr oder weniger alles, was ihm in den Sinn kommt – was stellenweise zu langatmigen Ausschweifungen führt. Gelungen sind die detaillierten Beobachtungen von kleinen Alltagsgeschehnissen, mit denen der Weltenbummler sehr humorvoll die Mentalität und Lebensgewohnheiten seiner Reisebekanntschaften einfängt.

Ein Buch, das vom jeweiligen Moment inspiriert ist und einen unverblühten Zugang zu Landschaften, Orten und Menschen vermittelt.

Isabelle Riedl



MUSIK ALS SPIEGELBILD

Bruno B. Reuer (Hg.): Musik im Umbruch.

Kulturelle Identität und gesellschaftlicher Wandel in Südosteuropa.

Verlag Süddeutsches Kulturwerk: München 1999

408 Seiten

Der Tagungsband entstand infolge des gleichnamigen Symposiums in Berlin (22. - 27. April 1997), das sich anlässlich der politischen Veränderungen in Südosteuropa aktuellen Fragen des gesellschaftlichen Wandels und der kulturellen Identität am Beispiel der Musik widmete. Die Brisanz des Themas ergibt sich aus der

Musik im Umbruch

Kulturelle Identität und gesellschaftlicher Wandel in Südosteuropa



New Countries, Old Sounds?

Cultural Identity and Social Change in Southeastern Europe

HERAUSGEBER/EDITOR:
BRUNO B. REUER

Verlag
Süddeutsches Kulturwerk
München

starken politischen und gesellschaftlichen Bedeutung der Musik in Südosteuropa: Musik heißt zumal Volksmusik, die stärker als in anderen europäischen Ländern mit der Politik und der Gesellschaft verbunden ist, sei es zur Wahrung regionaler, ethnischer oder nationaler Identität, sei es als Instrument für ideologische Ziele (etwa seitens der Kommunistischen Parteien), sei es als Zeichen der Opposition, oder sei es als Indikator von gesellschaftspolitischen Prozessen, etwa des sozialen und kulturellen Wandels nach dem Zerfall des kommunistischen Regimes. Heute, in der postsozialistischen Zeit, sind diese Länder zum einen mit der zunehmenden Kommerzialisierung der Musik nach westlichen Idealen und zum anderen mit einem neuen Nationalismus und der Rückwendung zur Tradition konfrontiert, die sich in der neuen populären Folk-Musik manifestieren.

Die Publikation ist in drei Teile gegliedert. Im ersten Kapitel („Südosteuropa überregional“) finden sich Beiträge über die neue Präsenz der religiösen Musik – man denke nur an das beliebte Pilgerziel Medjugorje – oder über die Roma, die durch ihren Status als weltweite Minderheit ein sehr breitgefächertes Musikrepertoire aufweisen. Weitere Artikel widmen sich den Ostjaken, die relativ isoliert in einem Gebiet nahe der russischen Stadt Surgut leben, sowie Istrien, das nach der Sezession Sloweniens und

Kroatiens in zwei Teile gespalten ist. Weiters wird untersucht, welchen Einfluß die politischen Veränderungen auf ethnische Gruppen gehabt haben, etwa die Slowaken in Slowenien oder die Kroaten in der Umgebung von Bratislava.

Der zweite Teil („Südosteuropa regional“) beschäftigt sich unter den verschiedensten Gesichtspunkten mit der Situation der Albaner, Bosnier, Bulgaren, Deutschen, Griechen, Kroaten und Rumänen im eigenen sowie im fremden Land. Das letzte Kapitel („Südosteuropa historisch“) widmet sich der Volksmusik in Siebenbürgen, die durch den Einfluß vieler Ethnien, Sprachen, Religionen und Traditionen geprägt ist, den Moldau-Ungarn in Rumänien, der Musiktradition entlang der Donau, dem Blasinstrument Tárogató, das die Türkei mit dem Balkan sowie mit Ungarn, Rumänien, der Slowakei und Böhmen musikalisch verbindet, den böhmischen Harfenmädchen sowie der balkanischen Musiktradition in Deutschland anhand historischer Tonaufnahmen.

Trotz des hohen wissenschaftlichen Anspruchs verlieren sich die Beiträge nicht in Details und bedienen sich nicht eines schwer verständlichen Fachjargons. Der Band richtet sich somit nicht nur an Musikexperten, sondern an all jene, die um ein besseres Verständnis der verschiedenen Kulturen in Europa bemüht sind.

Isabelle Riedel

EINE STUDIE, DEN OPFERN DES HOLOCAUST GEWIDMET

Dieter Mühl: Die Roma von Kemetten

edition lex liszt 12: Oberwart 1999

60 Seiten, öS 70,- (zu beziehen bei „edition lex liszt“, Postfach 163, 7400 Oberwart)

Die vorliegende Studie versucht, die Geschichte der Roma statt an einer anonymen Opfergruppe an Einzelschicksalen aufzuzeigen und damit eine intensivere Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und Gegenwart der Roma in Österreich zu ermöglichen. Die Dokumentation von Leben und Schicksal ist für den Autor Dieter Mühl ein Weg, den ermordeten Roma ihre Identität wiederzugeben und die Erinnerung an sie aufrechtzuerhalten.

Im ersten Teil der Publikation wird die Geschichte der Roma in Österreich, ihre Ausgrenzung, Verfolgung und schließlich Ermordung kurz, aber prägnant dargestellt; die historische Entwicklung der Ver-

folgung von Roma und Sinti, ihre wirtschaftliche und soziale Situation sowie die Frage des Schulwesens in der Ersten Republik bis hin zur Verfolgung während des Nationalsozialismus und zur Situation in der Nachkriegszeit, wobei der Schwerpunkt der Untersuchung auf der Zeit von 1938-1945 liegt.

Im zweiten Teil, der die Namenslisten und Personaldaten umfaßt, steht das Schicksal der Roma der burgenländischen Gemeinde Kemetten im Mittelpunkt, das Dorfleben vor 1938, die Verhaftung der Roma, ihre Deportation, die Rückkehr und das Weiterleben nach 1945.

Einerseits ist diese Publikation eine fundierte, klar und verständlich darge-

stellte historische Fallstudie. Andererseits helfen die Namenslisten und Personaldaten, die verschleppten und ermordeten Roma nicht nur als Zahlen in einer Statistik festzuhalten. Sie werden in die Erinnerung zurückgebracht, als Menschen einer Gesellschaft, an deren Rand sie seit Jahrhunderten gedrängt wurden, und als Opfer des nationalsozialistischen Verbrechens.

Größere finanzielle und personelle Mittel, deren Mangel laut Mühl eine weiterreichende Recherche verhindert hat, wären dem Projekt nicht nur zu wünschen gewesen, sie hätten ihm zustehen müssen.

Anita Konrad

IM JÄNNER 2000

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn die Geradenoch-Mehrheit heimtückisch und brutal zu wirklich allen Mitteln greift, um ihre Schreckensherrschaft zu verteidigen und unseren trotz allem unaufhaltsamen Aufstieg zu verhindern. Das habe ich zwar schon zuletzt gesagt, aber es hat sich seither überhaupt nichts verändert – bis auf das, daß die Zahl unserer Feinde noch größer und mächtiger geworden ist. Man will und will uns einfach nicht zur Macht lassen!

Anstatt schleunigst den Frieden mit uns zu suchen, wie es viele vorsichtige Menschen derzeit tun, glauben einige, sich besonders wichtig machen zu müssen. Zum Beispiel der da ganz oben am Ballhausplatz. In den Hintern könnte ich mich beißen, daß ich damals bei der Wahl ihn gewählt habe und nicht den Baumeister mit seinem Mausi, dem die linkslinke Jagdgesellschaft aus Rache jetzt sogar den Besuch des Opernballs vermiesen will. Angeblich haben ja die Freimaurer sofort empört aufgejault, als der Baumeister den Wunsch geäußert hatte, sich eine Loge zu kaufen. Heute muß man wirklich jedes Wort auf die Goldwaage legen.

Und ich Trottel habe den Klestil gewählt! Eigentlich ist der Bundespräsident vollkommen unnötig und nur mehr ein Störfaktor, ein politischer Blinddarm. Man sollte endlich ein neues Verfassungsgesetz beschließen, wie es der Chef ohnehin schon einmal vorgeschlagen hat: „Der Bundespräsident ist als Vorsitzender der FPÖ automatisch Bundeskanzler!“ Das löst das ganze Wirrwarr auf elegante Weise und führt nicht zu den gegenwärtigen Turbulenzen.

Jedenfalls ist es ein Skandal, wie der Hofburger uns behandelt: Mit aller Gewalt will er verhindern, daß die Unseren auf einem Regierungssessel Platz nehmen können. Hat der ein Pantscherl mit der Heide Schmidt, daß er sogar den Schwarzen mit Neuwahlen droht, wenn sie mit uns kettieren? Angeblich soll er sogar mit einem Beamtenkabinett spekulieren, nur um uns zu verhindern. Unabhängige Personen will er sich suchen – soll er nur, dann wird er schön schauen, wenn die Hälfte seiner nominierten Wirtschaftstreibenden geheimes Mitglied im Förderkreis Prinzhorn sind. Uns kann's recht sein. Irgendwie habe ich ja gehofft, daß dieser aus der Löwelstraße ferngesteuerte Roboter beim Jahreswechsel wegen des Millennium-Bugs explodiert, aber leider, leider!

Weil ein Unglück selten allein kommt, hat sich auch einer seiner Vorgänger zu Wort gemeldet und gesagt: „Schwarz-

Blau würde die Polarisierung in Österreich verstärken und gewisse Risiken für Österreichs Bild im Ausland mit sich bringen. Viele internationale Treffen, die in Wien über die Bühne gehen sollten, würden in andere Länder verlagert.“ Sollen sie halt daheim bleiben, die Ausländer. Mir gehen sie nicht ab!

Und wo ist das gestanden? Ausgerechnet in meinem früheren Leibblatt: der Kronen Zeitung! (Mein Abonnement habe ich schon vor einem Monat gekündigt!) Da ist für mich eine Welt eingestürzt, und kein Stein blieb auf dem anderen. Seit der legendären Juden-Serie, die unser Sympathisant Viktor Reimann in den siebziger Jahren veröffentlicht hat, bin ich ein Fan dieses Blattes gewesen. Der brillante Analytiker Staberl, der populäre Volksdichter Wolf Martin – sie haben bei mir Kultstatus genossen. Und auch das rechte Wort, das der Herausgeber Hans Dichand seinem Alter ego Cato in den Mund gelegt hat, hat mir immer gut gefallen.

Und jetzt das! Die Krone führt eine regelrechte Kampagne gegen uns. Warum? Hat es die Krone geärgert, daß der Chef einmal sagte, er könne sich sehr gut als Herausgeber des Blattes vorstellen? Wie auch immer, die Zeitung hat tagelang ein Pamphlet „Von besonderer Seite“ veröffentlicht, in dem vor uns gewarnt wurde. Nun kenne ich die kleine Seite, und ich kenne die große Seite, welche davon die besondere ist, weiß ich nicht. Wenn wir an der Macht sind, müssen wir uns, die Herren aus der Muthgasse betreffend, etwas überlegen. Dieses Meinungsmonopol werden wir brechen. Was nützt es uns, daß wir die Arbeiter-Bewegung sind (zumindest die mit

dem schönen Kärntner Vornamen Gebhard), wenn uns so mächtige Feinde gegenüberstehen.

Zwar bekommen wir auch Schützenhilfe, aber die ist nicht viel wert. Ausgerechnet in der früher liberalen „Presse“ schreibt der Chefredakteur wacker für uns. Aber das ist keine wirkliche Hilfe, er ist zwar ein Kirchenlicht, aber kein großes. Eingeweihte bezeichnen es als seine große intellektuelle Leistung, auf zwei Beinen stehen zu können. Zuletzt hat er sogar in einem Kommentar geschrieben, daß der Klestil putscht, wenn er uns verhindert. Blödsinn, wenn geputscht wird, dann von...

Jedenfalls schreibt der „Presse“-Mensch brav für Schwarz-Blau, weil er spitz ist auf die Inserate der Waffenfirmen, die bei einem NATO-Beitritt ihre Produkte dem Bundesheer verkaufen wollen. Deswegen sind ja auch die Schwarzen so für die NATO, weil da gibt es einiges mitzuschneiden.

Aber was soll man schon sagen über eine Presselandschaft, die einen einheimischen sechzehnjährigen Oberösterreichertagelang als „Feuerteufel“ bezeichnet hat – ein Begriff, der für Ausländer oder anderes Minderheitengesindel durchaus zutreffen mag, aber bei der Verwendung für die Unseren ist eine regelrechte Sprachverwilderung zu beklagen.

Und weil Fasching ist, schließe ich mit einem Witz von meinem Kameraden Brauntresch: „Wir müssen unbedingt in die Regierung, damit auch wir einmal ordentlich bestochen werden und für Mega-Skandale sorgen können. Dann wird uns auch das Ausland glauben, daß wir eine stinknormale Partei geworden sind. Helau!“



Erscheinungsort Innsbruck
Verlagspostamt A-6020 Innsbruck

P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben Nr.: 10/99

Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt

Zul.-Nr.: 14796I91U



Rücksendeadresse:

Initiative Minderheiten
Gumpendorferstraße 15/13
A-1060 Wien




STADTPLANUNG WIEN

**Bundesministerium
für Umwelt, Jugend
und Familie**



Bureau de poste
A-9020 Klagenfurt
(Autriche)
Taxe perçue – Envoi à taxe réduite